
Der gestirnte Himmel.

Still naht mit Schatten sich die Nacht
Im Eternenschleier:
Und sieh, da glänzt des Himmels Pracht
In goldner Feier!
Die Sternlein wachen aus der Ruh,
Und eines winkt dem andern zu,
Auf unsre Auen
Herabzuschauen!

Bald ist die Burg der Sterne leer;
Denn froh und munter
Kommt eines um das andre her
Und guckt hinunter.
Schon sind am hohen Himmelszelt
Den Schäflein gleich sie aufgestellt.
Auf blauer Haide
Zu süßer Weide.

Und alle Sternlein, groß und klein,
Dort in der Runde,
Wie funkeln sie so hold, so rein
Auf dunklem Grunde!
Dort kosten sie in stiller Nacht
Von ihres lieben Schöpfers Macht,
Der mild sie weidet
Und golden kleidet!

Ihr Schall geht aus in jedes Land
 Und spricht zu Seelen,
 Die als geliebtes Vaterland
 Den Himmel wählen;
 Er tönet laut durch Raum und Zeit
 Und kündet Gottes Herrlichkeit,
 Der sie gestaltet
 Und ewig waltet!

Wie schnell durchsegett, leicht wie Flaum,
 Ihr Chor im Tanze
 Den unermesslich hohen Raum
 In goldnem Glanze!
 Sie hungern nicht, sie dürsten nicht;
 Und unermüdet gehn im Licht
 Sie froh und heiter
 Allewig weiter!

Manch Sternlein wandert einsam dort
 Am Himmelsbogen,
 Und ist, zu schauen fremden Ort,
 Allein gezogen;
 Und walt im tiefen Äthermeer
 Jahrtausende mit Lust umher!
 Doch, wie behende —
 Kommt an kein Ende!

Hier wandeln Sternlein Paar und Paar
 In Freundeswonne;
 Dort schmeichelt eine kleine Schaar
 Der Muttersonne;
 Sie weilen dort mit süßer Lust
 Wie Lämmlein an der Mutterbrust;

Nichts kann sie scheiden
Von ihren Freuden!

Wie feurig auch die Heerde glimmt
Der goldnen Sterne
Wie sie im Aether wogt und schwimmt,
Ob nah, ob ferne; —
Hat nie ein Schäflein sich verirrt;
Es führt sie ein getreuer Hirt,
Der Alle zählet,
Und keines fehlet!

Er rufet sie bei Namen auf,
Auf ihren Wegen;
Und jedes eilt in schnellem Lauf
Ihm froh entgegen!
Sie kennen Ihn, der sie erschuf,
Und jubeln auf des Schöpfers Ruf
Im Sphärentanze
Zu seinem Glanze!

Wie hold, ihr lieben Sternlein, spricht
Zu meinem Herzen
In stillen Nächten euer Licht! —
In Liebesschmerzen
Zieht es zu unserm Gott mich an,
Ihn über eurer goldnen Bahn
Im Himmel oben
Glorreich zu loben!

Die Schule der Armuth.

(Eine Erzählung.)

Gottlob, sie ist eingeschlafen! — Das war wieder eine Nacht! Wenn das lange so fort dauert, werde ich selber krank. Arme Marthe; sie weiß nicht einmahl, wie übel ihr ist. Gott segne ihr den Schlaf; er wird ihr wohlthun. Wenn doch nur Einmahl ihr Christian käme; ich glaube, sie würde vor Freuden gesund! — Dieß und noch viel anderes spricht in freundschaftlicher Nachbarlichkeit, besser gesagt, in treuer, theilnehmender Nächstenliebe, die arme Frau Margareth am Bette ihrer noch ärmern Nachbarinn, der Maurerswitwe Marthe, mit der sie und ihre Tochter Regine wohl an die fünfzehn Jahre in einem armen Hause, ganz am Ende des kleinen herrschaftlichen Städtchens zusammen wohnt, während welcher langen Zeit beide Witwen die großen Trübsale und einfachen Freuden ihrer Armuth in friedseliger Nachbarlichkeit mit einander theilten und einander, so gut es ging, wechselseitig trösteten und aufrichteten, ohne daß dieser Friede je durch irgend eine Uneinigkeit wäre getrübt worden. Es scheint aber als

wolle das Leid der betrübten Frauen immer größer werden; denn es ist seit vier Jahren in ihrem ziemlich einförmigen Leben eine große Lücke entstanden; da das einzige männliche Wesen, das nebst ihnen im Häuschen gewohnt hatte, Christian nämlich, Frau Marthens Sohn, der das ehrsame und nützliche Maurer-Handwerk von seinem Vater gleichen Namens gründlich erlernt hat, diese Zeit hindurch in der Fremde ist, wo es ihm, wie kindlich-zart auch sein Herz an seiner armen Mutter hängt, dennoch, nach seinen Briefen zu schließen, so gut behagt, daß die betrübten Frauen eben keine sonderliche Hoffnung haben, diese Lücke wieder ausgefüllt zu sehen.

Eben kommt die achtzehnjährige, trotz ihrer bitteren Armuth sehr heitere Regine aus der Kirche zurück, wo sie auf das inständige Bitten der Kranken Marthe die heilige Messe für sie gehört hat, der sie nun, zu ihrem großen Leidwesen, schon so lange nicht persönlich beiwohnen kann. Frau Margareth, ihre Mutter, winkt der Eilfertigen, die, wie es scheint, ihr große Dinge zu sagen hat, leise aufzutreten und still zu schweigen, da die Kranke schlafe und bedeutet ihr, ein Scheit Holz aufzulegen, da die Kälte immer zunimmt. Regine fügt sich mühsam genug in das auferlegte Silentium, unterläßt aber für den Augenblick das Holzauflegen und gibt, wie iener, aus dreißig Ursachen die erste an, es sei keins

mehr vorhanden und sie wisse auch nicht, woher sie welches nehmen solle. Da vergift Frau Margareth, vor Betrübniß, ihrer großen Müdigkeit wegen der Nachtwache, sieht die vor Frost trippelnde aber gleichwohl muntere und für den Augenblick so gern redselige Regine recht mütterlich-weichherzig an, als wolle sie Rath auf ihrem Gesichte lesen, und flüstert: Auch kein Holz mehr! Ach, daß Gott erbarm'! Was werden wir heute anfangen, mein gutes Kind! Es ist gar nichts mehr da; und ich weiß nicht, wo ich's hernehmen soll, ihr heute eine Suppe zu kochen; und Christian kommt auch nicht; und wenn er auch kommt, einen Sack voll Geld bringt er doch schwerlich mit. Was meinst du Regine, wenn wir zur gnädigen Frau gingen? (denn es ist zu wissen, daß Frau Marthe viele Jahre als treue Magd im Dienste der gnädigen Frau gestanden, von dort aus ihren Mann geheirathet hatte und auch noch in ihrer Witwenschaft, bei gewissen Gelegenheiten zum Dienste der Herrschaft gerufen wird.) Die Marthe will's freilich nicht haben; aber die Noth ist auch gar zu groß; und ich wollte von uns nichts sagen, denn wir sind, Gott sei Lob und Dank doch gesund; aber da, sieh nur her, wie elend sie aussieht, daß einem das Herz zerspringen möchte! —

Der Erzähler dieser glaubwürdigen Geschichte, der von der herzlichen Nührung der guten Frau Margareth selbst gerührt ist, bittet gehorsamst, hier

nur ein klein wenig monologisiren zu dürfen, da ihm bei dieser Gelegenheit mancherlei einfällt; als z. B. der Spruch jenes heidnischen Weltweisen, der da sprach: Der schönste Anblick für die Götter ist der Weise, der im Kampfe mit seinem Schicksale siegt; dieser Ausspruch bedünkt ihn pomphaft, und er vermeint, ein Christ würde etwa sagen: Der schönste Anblick für die heiligen Engel ist die christliche Nächstenliebe, die im Kampfe mit unverschuldeter Armuth, ihrer eigenen Noth vergißt und aus sinniger und sorglicher Liebe sich kümmert, wie sie dem Elende ihres noch bedrängteren Nächsten abhelfe, und ihm, wenn sie ihm endlich nichts mehr anderes zu geben vermag, wenigstens Thränen gibt; und vor solcher Weisheit ist alle Weisheit der Welt eitel Thorheit. Diese köstlichste aller Perlen aber ist außer in den unscheinbaren Hütten christlicher Armuth schwer anzutreffen, in die wir somit die so hochgepriesenen Philantropen höflich einladen, um daselbst die so zarte als prunklose Kunst der himmlischen Freigebigkeit bei den demüthigen Kindern der ewigen Weisheit zu erlernen, Deren Wonne es ist, unter ihnen zu sein; und Die für das verarmte, menschliche Geschlecht sich selbst erschöpfend, sprach: »Es ist seliger zu geben als anzunehmen!« Nichts Seltenes sind dort solche Engelscharfentöne; und billig sollte das Wort: Armseeligkeit zu einer höhern Potenz erhoben werden, da es die erste der acht Seligkeiten

des Evangeliums so kurz und bündig ausdrückt. Wer je Augenzeuge von den stillen Werken der frommen Armuth war, die keine Weltgeschichte, wohl aber der Engel Gottes in sein Buch aufzeichnet, der weiß es, das nirgend auf Erden sich mehr Seligkeit als bei solcher Armseligkeit findet; daß in keinem Feuer das Gold der Freundschaft geldüterer hervor- geht als aus solchen Schmelzhütten, wo Demuth, zarte Verschämtheit, die sich scheut, ihr Elend zu entdecken, Selbstverläugnung, innige Theilnahme und wechselseitige Nächstenliebe in allen ihren Beziehungen beständig an der Tagesordnung sind und an- spruchlos geübt werden; und wo jenes unbegrenzte Vertrauen auf die göttliche Vorsehung zu Hause ist, die das Herz des himmlischen Vaters rührt, der sich erbarmend den Vater der Armen nennt. Denn was dem, durch beständigen Sinnentaumel stumpfsinnig gewordenen Reichthum nie auffällt, die wunderbaren Anordnungen der heiligen und mütterlichen Vor- sehung Gottes, diese werden der christlichen, arbeit- samen Armuth anschaulich; gar wohl weiß sie, wem sie so manche gute Gabe, so manche einträgliche Ar- beit zur rechten Zeit verdankt, und ihr Vertrauen auf Gott wächst mit jedem Tage, da sie täglich die Erfüllung der untrüglichen Verheißung inne wird: »Seid nicht besorgt um den morgigen Tag!« Doch es ist Zeit, daß wir zur Erzählung zurückkehren.

Mutter, flüstert Regine, ich will Euch gutes

Neues erzählen. Es wird nun Ernst mit der Hochzeit, und Fräulein Agnes hat mir die ganze Wäsche zum Nähen zugesagt; da gibt es Euch wenigstens ein zehn Gulden zu verdienen. — Nun Gott sei tausendmal gedankt! sprach die Alte tief gerührt; da ist uns allen auf lange geholfen! — Aber noch etwas, Mutter! muß ich Euch sagen, da wir nun allein sind, denn die gute Marthe hört uns ja jetzt nicht: Er ist hier; ich habe ihn gesehen! — Wen, Christian? fragt Frau Margareth verwundert. — Wenn ich meinen Augen noch trauen darf, so habe ich ihn in der Kirche gesehen; und gebet nur Acht, er wird gewiß bald da seyn. Ach, wie andächtig hat er gebetet! ich kann es Euch nicht sagen genug. — Du träumst, mein Kind! — O ich träume nicht, liebe Mutter; solche kastanienbraune Haare und hellblaue Augen hat Niemand wie er; ich sage Euch Mutter, er sieht Euch gar nicht aus wie ein Handwerksgefelle; er sieht ordentlich aus wie ein junger Herr, und ist großmächtig geworden. — Du hast mit schöner Andacht gebetet, Regine, spricht die Mutter verweisend hierauf, schickt sich das in der Kirche? — Aber, liebe Mutter, es wurde mir auch gar so wunderbarlich zu Muth bei seinem Anblick und ich dachte mir, die vier Jahre wären nur ein Augenblick gewesen, und es wollte mir gar nicht mehr vorkommen, als ob das der nämliche Christian wäre, mit dem wir als Kinder zusammengespielt haben. — Er wird es

auch gewiß nicht sein, sprach die alte Frau und schüttelte bedenklich den Kopf; deine Einbildung hat dir einen Streich gespielt; denn glaube du mir sicherlich, wenn er gekommen wäre, so war sein erster Gang zu seiner kranken Mutter; da er bloß eine so weite Reise von Welschland hierher gemacht hat, um sie in ihrer Krankheit zu besuchen. Regine aber läßt sich nicht ausreden und streitet so lange mit der Mutter, daß endlich die Kranke darüber erwacht.

Frau Margareth erhebt drohend den Zeigefinger und verweist der betroffenen Regine ihre muthwillige Nechthaberei und was daraus entstanden war, wendet sich dann zur Kranken und fragt theilnehmend: Wie geht's, Frau Marthe? diese aber spricht wie lächelnd: Etwas besser, wie mir scheint; der Schlaf hat mich ein wenig erquickt, und zum ersten Mahl nach langer Zeit fühle ich ein wenig Appetit, und möchte gern was essen, wenn etwas da wäre. Frau Margareth und ihre Tochter sehen einander verlegen an; plötzlich fährt letzterer ein Gedanke durch den Sinn, den sie der Mutter ins Ohr flüstert, worauf sie, ohne die Antwort abzuwarten, wie ein Blitz verschwindet. Frau Margareth tritt ans Fenster und sieht, wie Regine mit einem kupfernen Becken, das sie aus der Wohnung geholt hat, unter der Schürze, in das nahe Haus des alten Juden eilt, solches daselbst, wie sie zu sagen pflegte, gegen einige Groschen studieren zu lassen, aber bald, ihr

Gesicht, eigentlicher ihre Augen mit der Schürze abwischend, langsam und unverrichteter Dinge zurückkehrt, da Herr Izig in aller Frühe über Feld gegangen ist und erst spät am Abend zurückkehrt. Sehr traurig tritt sie in die Stube; Frau Margareth aber kann das Wort nicht recht über die Lippen bringen, sie wisse nicht zu helfen und es sei nichts vorhanden, bis sie endlich bei der wiederholten Frage der Kranken keine Ausflucht mehr findet; und als sie sich endlich nicht mehr erwehren kann, in lauten Jammer auszubrechen, richtet die Kranke sich mühsam in ihrem Bettlein auf und spricht in herzdurchdringendem Tone:

Was weinet Ihr, Frau Margareth? Glaubet Ihr denn, der himmlische Vater habe unser vergessen? Er will uns nur prüfen, ob wir Ihm auch im Elend getreu sind, und wird uns gewiß nicht verlassen. O wäret Ihr gestern nur da gewesen und hättet die goldenen Worte gehört, die der Herr Cooperator gesprochen hat In der Noth erkennt man Gott, sagt' er. Wir armselige Adamskinder sind schon so geartet, daß wir, so lange es uns gut geht, selten oder gar nicht an unsern lieben Herr Gott denken; gleichwie eine Orgel ganz still ist, bis man sie schlägt; kommt aber der erfahrene Organist darüber und berührt sie mit seiner Hand, dann schreit sie überlaut und gibt gar schöne Töne von sich. Also, seht, weiß der himmlische Arzt uns gar gut zu curiren und

schickt uns Trübsale zu, damit diese bittern Pillen unser Gehirn reinigen und unser Gedächtniß anfrischen, auf daß wir Seiner wieder gedenken. Wenn ein Reisender, sagt er ferner, einen schönen Tag und einen guten Weg hat, eine grüne Wiese und einen laubigen Baum antrifft, der kühlen Schatten gibt und ein klares Bächlein, das dabei vorbeirauscht, da legt er sich bald nieder, stellt seinen Ranzen bei Seite und schläft nach Lust; sobald aber ein Wetter aufsteigt und es anfängt zu bliken, zu donnern und leichte Tropfen herabfallen: ei, wie bald macht er sich dann auf, wischt sich den Schlaf aus den Augen, nimmt seinen Ranzen und Wanderstab und eilt fort; und je stärker es zu regnen und zu schauern anhebt, desto schneller eilt er fort, da er sonst wer weiß wie lange noch geschlafen hätte. Wir Christen sind die Frucht der göttlichen Arnte und die Reben auf dem Weinstock; wenn man aber das Korn nicht wohl rührt, schwingt, schaufelt, umkehrt und lüftet, so verdirbt's, und wenn man die Rebe nicht beschneidet, so wird eine Hecke und zuletzt ein Wald daraus. Endlich kauft man den Himmel mit keiner andern Münze als mit Kreuzern, und es sperrt auch den Himmel kein anderer Schlüssel auf als ein Kreuzschlüssel.

Regine ist mittlerweile ans Fenster getreten, wo sie ihren Thränen freien Lauf ließ und zuweilen hinausblickt, ob der so sehnlich erwartete

Christian noch nicht komme, als sie plötzlich ausruft: Mutter! Frau Marthe! — ein Wagen! die gnädige Frau, ja wahrhaftig, die gnädige Frau selber! — Diese Worte ergreifen die Kranke, die weinend spricht: Mein, mein Gott! wer auf Dich vertraut, der wird nicht zu Schanden; denn wo die Noth am größten ist, da bist du, Vater der Witwen und Waisen am nächsten! Die liebe gnädige Frau, solche Demuth! — Alle wundern sich noch, als die Edelfrau ins Zimmer tritt und mit zutraulicher Freundlichkeit dem Bette der Kranken sich nähernd, spricht: Wie gehts, liebe Marthe! Durch fremde Leute muß ich erfahren, daß Ihr so krank seid; ist das recht? — Die Kranke küßt ihr weinend die Hände. Ach, Euer Gnaden! ist Alles, was sie hervorbringen kann. Gerührt sieht die Edelfrau sie an und kann selbst sich der Thränen kaum erwehren. Frau Margareth aber sperrt Mund und Nase vor Erstaunen auf, daß Ihre Gnaden sich so tief herablassen, eine arme Maurerswitwe, ihre ehemalige Magd, in eigener Person heimzusuchen, und wagt es vor Ehrfurcht kaum, ihr einen armen Strohsessel, das beinahe einzige reputierliche Möbel im Zimmer, zum Sitze zu präsentiren. — Wie gehts Euch Marthe? fragt die Edelfrau abermal. Die Kranke hat sich indessen etwas erholt und spricht: Besser als ich's verdiene. Unser lieber Herr hat mich der Gnade gewürdiget, Sein heiliges Kreuz und Leiden mit mir zu theilen,

und ich bitte Ihn nur um Geduld, daß ich's auch nach Seinem göttlichen Willen tragen lerne. Die Edelfrau schweigt, von einer solchen Antwort wunderbar überrascht, und es will sie gemuthen, die arme Frau sei weit reicher als sie bei allem ihrem Reichthum. Es bedünkt sie aber auch, und zwar nicht mit Unrecht, es sei etwas kalt in der Stube, sintemal die hellen Eisblümlein an den runden, zum Theil papiernen Fensterscheiben so ungenirt floriren, als ob sie hier wie in ihrem Garten zu Hause wären, und Frau Margareth winkt mit einem bittenden Blicke der ebenfalls erstaunten und verlegenen Tochter, irgend in der Nachbarschaft einen Arm voll Holz auszuborgen und es Ihrer Gnaden zum Brandopfer zu bringen.

Die Dame hat den Wink wohl verstanden und sieht nun erst das große Elend, das hier sein Lager aufgeschlagen hat; und sie wird darin noch bestärkt, als sie die leeren Wände bemerkt, und wie daselbst in der Höhe zwar das im Städtchen übliche Zingestell angebracht, des Zinnes selbst aber, als des respectiven Quecksilbers im Barometer dortigen Wohlstandes, gänzlich quitt und ledig sei; und es beginnt sich etwas in ihrem Herzen zu regen, das sie für Vorwürfe über fühllose Untheilnahme an der Noth ihres Nächsten hält; und sie bedenkt, was so wenig Reiche bedenken, die im Schooße des Wohlstandes die drückende Noth der armen Kinder Gottes nicht

einmahl von fern ahnen, und in kaltem Stolze ihr Herz allem Mitleid fest verschließen: wie ihr wohl zu Muthe wäre, wenn Gott sie in solche Verhältnisse gesetzt hätte, und was sie jenem Richter der Reichen und Armen einst antworten werde, wofern Er zu ihr spricht: »Ich bin hungerig gewesen, und ihr habet Mich nicht gespeiset; Ich bin durstig gewesen und ihr habet Mich nicht getränkt; Ich bin nackt gewesen und ihr habet Mich nicht gekleidet!« — Sie verscheucht aber dieß Gefühl, das immer lebendiger in ihr wird, nicht vom Herzen, sondern gibt ihm immer größern Raum, wandelt auch ihren Vorsatz sogleich in ein Werk der Barmherzigkeit um und spricht: Wisset Ihr auch Marthe, daß ich es Euch sehr übel nehme, daß Ihr mir Euer Umstände nicht habet zu wissen thun lassen, und ich erst durch den Herrn Cooperator habe erfahren müssen, daß Ihr schon so lange und jetzt so schwer krank seid? —

O liebe, gnädige Frau, antwortet die Kranke hierauf, ich kenne Euer Gnaden gutes Herz; aber es hat mir, Gott sei gedankt, bis jetzt an nichts gemangelt; zudem empfinde ich im warmen Bette die Kälte nicht so arg, und meine gute Frau Nachbarinn und ihre Tochter Regine haben für mich Alles gethan, was sie mir nur an den Augen angesehen haben, was ihnen der liebe Gott tausendfältig in diesem und jenem Leben vergelten wolle; auch hat

mein Sohn Christian mir seit meiner Krankheit schon zwei Mal Geld geschickt und mir auch versprochen, mich heimzuzusuchen; ja nach seinem letzten Briefe erwarte ich ihn alle Stunden. Wenn er nur bald käme, daß ich ihn noch einmahl sähe, ehe der liebe Gott mich zu sich nimmt; denn ich fühle es wohl, ich werde es auf dieser Welt nicht mehr lange treiben.

— Das wolle Gott nicht, liebe Marthe, spricht die Edelfrau gerührt; Ihr sollt noch viele Jahre gesund erleben, und es soll Euch, wills Gott, besser gehen.

— Wie der Herr will, seufzt die Kranke, mir gilt es gleich; ich weiß, daß ich hier keine bleibende Stätte habe; und muß ich auch meines sündlichen Lebens wegen vor der göttlichen Gerechtigkeit zittern, so vertraue ich doch so fest auf die Barmherzigkeit meines gekreuzigten Heilandes, daß ich ein größeres Verlangen habe, zu Ihm zu kommen, als in diesem Leben zu bleiben, wo ich durch meine Ungeduld in Trübsalen Seine Gnade täglich nur noch mehr verschzerze. — Die Edelfrau fühlt sich immer sonderbarer bewegt; sie bewundert im Stillen den Adel dieser durch so schwere Trübsale und Leiden geläuterten Seele, die dem Ende ihres Lebens in so tiefer Ruhe entgegen sieht, und lernt in dieser Schule der Armut wunderbare und reiche Ansichten über den Werth des Lebens und die Ewigkeit kennen. Mit gerührtem Herzen erquickt sie die Kranke durch noch manches gütige Wort, reicht ihr endlich die, nicht

leere Hand, und scheidet mit dem gewissen Versprechen, sie bald wieder heimzusehen und für ihre Pflege zu sorgen.

Frau Margäreth und ihre Tochter geben ihr das Geleite bis zum Wagen, und die Dame erfährt von ihnen, welcher Gestalt Frau Marthe allbereits zwei Monate hindurch sich kümmerlich mit einem Reichsthaler beholfen, den ihr Sohn, der Maurer-geselle Christian, ihr aus der Fremde geschickt; und wie sie, als dieß Geld vor wenigen Tagen ausgegangen, das wenige Zinn versetzt, aber leider nicht viel darauf bekommen, und daß auch dieß schon bis auf den letzten Heller ausgegeben ist. — Aber mein Himmel, spricht die Edelfrau beinahe erschüttert, warum hat sie mir denn nicht Ein Wort sagen lassen? — Das haben wir ihr mehr als ein Mal gesagt, antwortet Frau Margareth, allein sie meinte, sie wolle Euer Gnaden Wohlthaten nicht bessern Menschen entziehen, die noch ärmer wären als sie; und Euer Gnaden sind mit hochdero gnädigen Heimsuchung eben zur rechten Zeit gekommen; wir wußten uns nicht mehr zu rathen noch zu helfen; denn wir haben selber nicht viel zum Besten, und haben, weiß Gott, heut noch keinen Bissen übers Herz gebracht, fingen auch schon an zu jammern; da hat sie uns mit ihrem Sprichworte vertröstet: Wo die Noth am größten, da ist Gott am nächsten, und meinte,

Christian, der auch nichts hat, werde heut gewiß kommen und vielleicht uns allen helfen.

Die Edelfrau kann trotz des edelsten und regsten Mitleids, bei den letzten Worten des Lachens sich kaum erwehren, und sieht dabei mit wohlgefälligen Blicken auf die interessante Regine und fragt sie, ob sie nicht Lust hat, als Stubenmagd in ihrem Hause einzustehen, da bei der baldigen Verheirathung ihrer Tochter Agnes dieser Dienst frei und sie auf diese Weise versorgt werden könne. Regine aber, die für den Augenblick ganz andere Pläne im Schilde führt, die sie jedoch sogar vor sich selbst verheimlicht, erröthet, von der Frage überrascht, schlägt den Blick zu Boden, sieht dann verlegen und ängstlich die Mutter an, die statt ihrer die Sache zu überlegen und in wenig Tagen Antwort zu geben verspricht. — Auf alle Fälle kann sie sogleich mitkommen, schließt die Edelfrau, daß wir den Kranken und Hungrigen etwas zur Erquickung durch sie senden. — Die Betroffene weigert sich verschämt, in einem herrschaftlichen Wagen zu fahren; und nach einigem Widerstande muß die Dame ihr erlauben, sich wenigstens in ihr Sonntagskleid zu werfen, worin sie denn, zum ersten Mal in ihrem Leben, in einer Kutsche, mit der Dame nach dem Edelhose fährt.

Indessen hat die arme Kranke die reiche Gabe der gnädigen Frau besehen und spricht mit gefalteten Händen, zu ihrem Crucifixbilde, ihrem Troste in der

Krankheit gewendet: O Du unerschöpflicher Quell
 alles Guten, Du mein Wohlthäter und gütiger
 Gott, Der Du Deine barmherzige Hand öffnest und
 alle Deine Geschöpfe zur rechten Zeit erquickest! wer
 gibt Worte Deiner armen Magd, daß sie Dir danke
 für alles Gute, das Du so reichlich und so unver-
 dient an ihr thust! Wie könnte ich je an Deiner
 Barmherzigkeit zweifeln, Der Du in aller meiner
 Noth und Betrübniß mich nie verlassen hast, und
 jetzt, wo alle menschliche Hilfe schon versagte, nicht
 nur mich Unwürdige, sondern auch diese guten Men-
 schen, die mit mir leiden, so überflüssig versorgest.
 Wahrlich Du bist der Vater der Witwen; hinweg
 genommen hast Du von mir in Deiner gerechten
 Prüfung und in anbetungswürdiger Anordnung den
 Mann, auf den ich zu sehr vertraut, auf den ich
 mein ganzes Glück gebaut und mein ganzes Herz
 geheftet hatte, damit ich einsehen und erkennen soll-
 te, wie gebrechlich alle menschliche Stütze ist, und
 wie wenig man sich auf Alles, was auf Erden uns
 lieb ist, verlassen kann, und damit ich auf Dich ver-
 traute, Der Du allein der starke Helfer bist in aller
 Noth, Der Du uns Menschen für Dich erschaffen
 hast, für Den wir allein leben und sterben sollen. —
 Und welches schöne Beispiel von Demuth und christ-
 licher Liebe hast Du mir heute gezeigt! Ach, was
 bin ich, wenn ich gegen diese großmüthige Frau mich
 vergleiche, die es nicht verschmähte, mich heimzusu-

chen und um Deinetwillen Barmherzigkeit an mir zu thun! — Also betet die arme Martha mit demüthigem Herzen und wehmüthig dankbaren Blicken, als die Nachbarinn hereinkommt und ihr erzählt, was draußen vorgegangen, und wie und warum Regine mit der gnädigen Frau in dem herrschaftlichen Wagen in den Edelhof gefahren sei, und wie sie bald mit einiger Labung aus der herrschaftlichen Küche kommen werde.

Da seht nun her, lispelt die Kranke, und sagt, ob mein Sprichwort nicht ein Wahrwort ist: Wer auf Gott vertraut, hat nicht auf Sand gebaut! Der gute Herr Cooperator! ich hätte mir das schon das letzte Mal denken können, als er mich so barmherzig angesehen und mein Herz mit so erquicklichen Trostworten ausgerichtet hat. — Frau Margareth erstarrt beinahe; denn in der entfalteten, papiernen Hülse glänzen zwei geharnischte, doch gar nicht furchtbare Ritter auf goldenem Grunde. — Das sind ja zwei bare Ducaten! ruft sie in großem Erstaunen, zwei bare Ducaten: Ei, du mein Gott, so viel Geld habe ich schon lange nicht gesehen! Gott sei gepriesen; jetzt hat ja unsere Noth auf ein Mal ein Ende! — Da sieh doch nur, Regine, spricht sie zur Tochter, die endlich, mit Speise und Trank reichlich beladen, erscheint; sieh doch nur her, zwei bare, blanke Ducaten! die liebe, gute, gnädige Frau! — Regine lächelt und flüstert der Mutter ins Ohr, wen

sie unter Weges gesehen und mit wem sie gesprochen habe und wie dieß ihr Lieber sei als alle Ducaten auf der ganzen Welt. Bei der Freude, die das Angesicht beider so schnell verklärt, erräth die Kranke unschwer, was geschehen seyn mag und ruft: Mein Christian ist da! Nicht wahr, mein Christian ist da! O wo bleibt er denn gar so lange! — Erquicket Euch, liebe Frau Marthe, spricht Regine, seht, die gnädige Frau hat Euch ein Glas Fünzigjährigen geschickt, den Ihr auf ihr Wohlseyn trinken sollt. Frau Marthe fährt dringend fort, zu fragen, ob ihr Christian gekommen sei; die gut- und muthwillige Regine aber besteht hartnäckig darauf, ihr nicht ein Wort zu sagen, bis sie nicht früher sich mit Speise und Trank erquickt. »Mein Gott, Du sendest mir heute der Freuden zu viele auf ein Mal,« ruft die Kranke und da sie aus dem immer wachsenden Vergnügen der jungen Nachbarinn leicht ermüdet, daß ihr Christian nicht mehr fern sei, läßt sie es sich gefallen, und erquickt sich mit den Beiden durch die gesandte Bescherung. Der Erzähler aber wünscht ihnen von Herzen eine gesegnete Mahlzeit, will sie auch durch keinen langen Monolog stören, und antwortet indessen lieber jenen seiner Leser, die etwa mit der ungeduldig harrenden Mutter rufen, wo ihr Christian so lange bleibt.

Ganz richtig hatte Regine bemerkt, daß Christian der Frühmesse mit ungemein eifriger Inbrunst

und Andacht beigewohnt hatte, was er zwar immer zu thun pflegte, da er die Frömmigkeit mit der Muttermisch eingesogen hatte; indessen hatte es dennoch heute eine ganz besondere Bewandniß damit. Mit schwerem Herzen hatte der wackere Jüngling durch Briefe erfahren, wie gefährlich die Krankheit seiner Mutter sei und wie sehnlich sie wünsche, vor ihrem Ende ihn noch einmal zu sehen; und er war auf den zweiten Brief vom fernen Italien aufgebrochen, sie, wenn auch nur zu ihrem Troste, zu besuchen; denn gar wohl wußte er, daß er der einzige Mensch auf der weiten Erde war, an dem ihr Herz hing; auch hatte er, wiewohl noch sehr jung, seinem sterbenden Vater feierlich angelobt, mit Sohnestreue für seine gute Mutter zu sorgen, sobald es seine Kräfte einmal erlaubten. Er eilte daher mit möglichster Schnelligkeit und hatte bereits das herrschaftliche Städtchen erreicht, als gäher Schrecken ihn übermannte. Es führte ihn nämlich sein Weg beim Kirchhofe vorüber, und das Erste, was er darauf sah, war ein ganz neu aufgeworfener Grabeshügel, bei dem ein alter Mann vorübergehend sprach: tröste dich Gott, du armes Weib, du hast lange und viel gelitten! — Von unbeschreiblicher Angst durchrieselt, daß er vielleicht durch seine Abwesenheit Schuld an ihrem Tode sei, oder wenigstens durch seine Saumseligkeit sie um den letzten zeitlichen Trost, sich selbst aber um den Segen der Sterbenden gebracht habe, wagte er

es nicht, eine Frage zu thun, um nicht in der Antwort die schreckliche Gewißheit seiner bänglichen Ahnungen zu vernehmen, suchte schweigend und in bitterer Wehmuth das Grab seines Vaters auf, und erleichterte dort die Beklommenheit seines Herzens durch reichliche Thränen.

Lange weilte er daselbst, als die Glocke das Zeichen zur Feier der heiligen Messe gab; und er fühlte sich angezogen, dem heiligen Opfer beizuwohnen, wo er mit aller Treue eines christlichen Herzens sich vorbereitete, in den Willen des HERRN über Leben und Tod sich zu fügen, und die traurige Hiobsbothschaft mit Ergebung anzuhören. Dabei bethete er inbrünstig für die Seelen seiner zart und aufrichtig geliebten Aeltern, die diese Heimat, der er so sehnsüchtig zugeeilt war, und worin er jetzt als trostlose Waise sich wie in einer ausgestorbenen Einsamkeit befand, bereits mit der himmlischen Heimat vertauscht hatten; hegte jedoch gleich einem Kranken, ob auch der Arzt das Leben ihm bereits abgesprochen, einen Strahl stiller Hoffnung, seine Mutter vielleicht dennoch am Leben zu finden. Noch lange setzte er sein Gebet fort, als die Kirche bereits leer ward und der Cooperator, der sie nun auch verließ, ihn sah und erkannte. Sehr freudig überraschte ihn seine Gegenwart, da er der guten und frommen Marthe, die schon so lange und so sehnlich seiner harrte, endlich die frohe Nachricht

seiner Ankunft bringen konnte. Er winkte ihm, und Christian folgte ihm schweigend unter die Linden des Friedhofes, der das Kirchlein umgab, und hatte kaum den Muth, ihn zu fragen, ob seine Mutter noch lebe. Der Cooperator aber faßte ihn gerührt bei der Hand und führte ihn zu dem schönen steinernen Crucifixe, wo der gute Hirt mitten unter seinen Schäflein war und sie behütete, die den langen Schlummer schliefen und der Auferstehung entgegenreisten; wies mit dem Finger auf die Inschrift und sprach: lies einmal Christian, was da steht! Dieser aber las: »Ich bin die Auferstehung und das Leben; wer an mich glaubt, der wird, ob er auch todt wäre, leben; und jedweder, der an mich glaubt, der wird in Ewigkeit nicht sterben.« Mit festem Blick faßte Christian den Cooperator ins Angesicht und sprach: Sie lebt also gewiß; denn wenn auch der Glaube an Ihn auf der ganzen Erde ausstürbe, so lebte er in ihrem Herzen allein fort. Du hast wahrgesprochen, mein Sohn, gab jener zur Antwort; sie lebt und kann es kaum erwarten, dich zu sehen; allein wenn diese Nachricht dich selbst so sehr ergreift, der du doch ein junger, gesunder Mann bist, wie viel mehr wird es nothwendig seyn, die gute Frau auf deine Ankunft vorzubereiten, daß sie nicht etwa vor Freude sterbe? Christian sieht dieß ein, gibt dem geistlichen Herrn sehr willig das Befugniß sie vorzubereiten und schreitet indeß mit ihm dem Pfarrhofe zu.

Mitten auf dem Wege aber ruft eine freundliche Stimme aus dem Wagen: Guten Tag, Herr Cooperator! Sie errathen wohl nimmermehr, wo ich jetzt eben war? der Cooperator weis't erstaunt auf Reginen, die neben der Dame im Wagen sitzt und spricht: Gott lohne Ihnen das Werk der Barmherzigkeit! — Nicht wahr, Sie haben ihre Freude an mir; das dacht' ich mir wohl; Sie kommen also heute Abends wieder zu einer Parthie Whist? — Um diesen Preis sehr gern, gnädige Frau. — Ich, fuhr sie fort, habe heut viel gelernt, das versichere ich Sie. Aber wer ist denn dieser junge Mensch? Ist das etwa gar der vielbesprochene Christian? — Christian verbeugte sich. — Nun, das ist brav von ihm, daß er einmahl kommt; es lohnt sich gewiß der Mühe, einer solchen Mutter wegen, die weiteste Reise zu machen. Er wird doch jetzt hier bleiben? — »Meine gnädige Frau, das wird von Umständen abhängen,« spricht der Befragte und sieht dabei freundlich auf das wohlbekannte Gesicht der ehemaligen Gespielinn seiner Kindheit; »überhaupt aber gedenke ich, sobald meine Mutter gesund ist, wenigstens noch einige Jahre in der Fremde zu bleiben.« Der Cooperator erzählt nun der Dame seine Absicht, die arme Marthe auf die Ankunft ihres Sohnes vorzubereiten, und ihr Abends Nachricht zu geben; bittet auch Reginen, ihr nichts zu sagen, trifft dann die nö-

Sugdfr. 2. Bändch. 3

thige Verabredung mit Christian und schreitet unge-
säumt dem Hause der armen Marthe zu.

Es ordnete aber der Cooperator unter Wegs
zwei Dinge; die Anrede an die Kranke und sein
Benehmen am abendlichen Spieltische. Denn als
ein echt christlicher Philosoph, hielt er die Welt ge-
nau für das was sie ist, für einen Acker des Herrn,
worin neben viel und mancherlei Unkraut zugleich
auch goldner Weizen reift; und er wirkte darin so
viel er vermochte; lehnte es auch als ein gebildeter
und gefälliger Mann nicht ab, wofern anders höhere
Amtspflichten ihn nicht zurückhielten, — zu welchen
er vorzüglich auch Besuche bei armen Kranken rech-
nete, — manchen Abend im Hause des Guts Herrn
beim L'Hombre oder beim Whist sich einzufinden;
vergab aber dabei seiner Würde nie das Geringste, da
er jedes unanständige und zweideutige Wort, ohne
Gehäßigkeit, mit so witzigem Laugensalze äzte, daß
dem Sprecher gewiß die Lust zur Wiederholung ver-
ging; weshalb ihm denn auch einige Male zu
Ohren gekommen war, wie man in seiner Abwe-
senheit ihn und seine Bemerkungen bespottet hatte.
Allein er nahm dieß, trotz seines sonst tief füh-
lenden Herzens, sich nicht sonderlich zu Gemüthe
und bedachte in Demuth, der Diener sei nicht besser
denn sein Herr, wies auch die fernern Einladungen
nicht von sich und erschien dabei mit so selbstverläug-
nender Unbefangeneit, daß oft Jenen, die seiner

am meisten gespottet hatten, die Neue darüber ankam. Solche Augenblicke erspähte er zuweilen und benützte sie dazu, um eine kleine Beisteuer für seine Hausar-men zu erbitten; so wie es auch seinem genialen Wi-ze einige Male gelungen war, den ganzen Gewinn des Abends zu erleben und dieß war's eben, wohin er auch jetzt seine Gedanken richtete, da wenige Abende zuvor ein ähnlicher Zwist vorgefallen war. Dabei hatte er manches christliche Wort gleich Sa-menkörnern ausgestreut, von welchen schon das Eine zu seiner großen Freude nicht unter Dornen, son-derm auf ein gutes Erdreich gefallen war und Früchte für die Kranke Marthe gebracht hatte, vor deren Thür er endlich nach diesem ziemlich langen Umwege im Augenblicke angekommen ist.

Hier hat sich indessen manches Wichtige zu-getragen; die goldgeharnischten Ritter haben die zinnernen und kupfernen Gefäße, die nun in beiden Wohnungen abermal erfreulich glänzen, aus der jüdischen Gefangenschaft erlöst; und es schimmern auch auf dem Tische so viele runde Silberscheiben, in die das noch übrige Gold sich verwandelt hat, daß die Weiblein über den unermesslichen Reichthum erstaunen, als eben der Herr Cooperator an der Thüre anpocht, nach einem erschrockenen »H e r e i n« dieselbe öffnet und noch einen flüchtigen Rest des Erstaunens von den kindlich-frohen, nun aber fast beschämten Angesichtern lächelnd hinweg.

Nun Frau Marthe, spricht er nach dem christlichen Gruße, habe ich's Euch nicht gesagt: Gott läßt seine Getreuen wohl sinken, aber nicht ertrinken! — O lieber, hochwürdiger Herr, antwortet die Kranke sehr gerührt, wie soll ich Ihnen danken! Gar wohl habe ich die Hand aus der Wolke erkannt, die uns gesegnet hat. Gottes reichster Segen komme über Euer Hochwürden. Nun lasse der Herr mich nur noch Eins erleben, dann will ich gern sterben. — Auch das wird werden, spricht der Cooperator, und vielleicht ehe eine Viertelstunde vergeht. — Die Kranke athmet auf bei den Worten. — Man soll sein Herz, fährt er fort, zur Freude wie zum Leid bereit halten und beides dankbar von der Hand Gottes annehmen. Denn es ist schon recht, daß wir bereit sind dem Herrn in die Ewigkeit zu folgen, wenn Er uns ruft; allein wir sollen auch leben wollen, wenn Er also befiehlt, denn das Leben ist eine große Gabe Gottes und der Mensch lebt nur Ein Mahl in der Welt; nicht in dem Sinne wie die Gottlosen es meinen, sondern weil wir nur Ein Mal Zeit haben, uns durch gute Werke Verdienste für den Himmel und unsterbliche Schätze für die ewige Glorie zu verdienen. Glaubet mir sicherlich, so ungern ein Mensch auf Erden sein schon ein Mal zurückgelegtes Leben noch ein Mahl durchleben möchte, so gern möchten die Heiligen im Himmel, um sich einen höhern Grad in der Seligkeit zu verdienen, noch ein

Mal, ja wenn Gott es zuließe, noch öfter auf die Erde kommen und alle Trübsale mit Freuden ertragen. So wie wir aber die Trübsale willig von der Hand des Herrn annehmen sollen, so sollen wir auch, wenn Gott uns Freude sendet, ihr gern und dankbar die Thür öffnen. — Und somit öffnet er die Thür; Marthe aber stößt ein großes Freudengeschrei aus, denn ihr Sohn Christian steht plötzlich vor ihrem Bette.

In langen Blicken voll wehmüthiger Freude saugt die Kranke die Züge des so lange und so sehnlich erwarteten Sohnes in ihr Herz, und auch Christians Herz ist bei dem Anblick des, von langer und schwerer Krankheit entstellten, mütterlichen Angesichtes so sehr von Wehmuth beklommen, daß Beiden die Sprache mangelt, die gemischte Freude des Wiedersehens auszudrücken. Ihr Blick sagt indessen mehr als der matte Abdruck desselben in dürftigen Worten zu sagen vermöchte. Denn die vor Freude überwältigte Mutter lies't auf dem Angesichte des Sohnes den tiefen Schmerz der kindlichen Liebe, die gern einen Theil des eigenen Lebens und die großmüthige Aufopferung aller Freuden und Erwartungen in der Fremde dahingäbe, um das ihrige damit zu fristen; dabei sieht sie, wie der Segen und die Ähnlichkeit des Vaters auf dem jungen und kräftig blühenden Manne ruht, und gedenkt ihrer eigenen, verflossenen Jugendzeit und wie alle Erscheinungen derselben nun so weit

hinter ihr liegen; auch erinnert sie sich dabei ihres biederen Mannes, der ihr in die Ewigkeit vorangewandelt war. Christian aber sieht, wie Harm und drückende Noth die besorgte Pflegerinn seiner Kindheit erschöpft haben, wie sie trotz ihres verklärten Angesichtes, das dieser Welt schon erstorben ist, und mehr nach dem Himmel als nach der Erde seufzt, dennoch bei seinem Anblick wie verjüngt auflebt; und sein Händedruck sagt ihr deutlich, wie tief er das Glück empfinde, ihr so Vieles zu seyn.

Lange hatte diese stille, tief-innerliche Feier des Wiedersehens gedauert, als Christian sich besann und die Anwesenden begrüßte, die der Scene als stumme Zeugen beigewohnt hatten. Der Cooperator hat sich indessen entfernt; Christian aber weiß nicht, wie ihm geschieht, als er sich in der heimathlichen Stube umsieht, worin die kleine Welt ihn nun umgibt, nach der sein Herz ihn so magnetisch aus der Fremde angezogen hatte; und das ganze Bild seiner Kindheit, welcher er längst entwachsen war, und die kleine muthwillige Regine, die nun als eine blühende Jungfrau vor ihm stand, schwebt recht lebhaft vor seiner Erinnerung. Regine aber sieht den Einsylbigen voll Bewunderung an, die vorschnelle Freude und Hoffnung, die sie über seine Ankunft gehegt hat, hat sich in Verlegenheit verwandelt und sie weiß nicht, soll sie den ernsthaften Träumer per Du, Er oder Sie, per Herr oder per Mosje be-

grüßen. Es dauert ziemlich lange, bis er aufthaut und die Frauen endlich fragt, wie es ihnen seit seiner Abwesenheit ergangen, worauf er sich bereits im Voraus Antwort geben kann. Die Mutter nimmt das Wort und erzählt ihm, nicht ohne Rührung und Thränen, in wie großer Treue und Unverdroßlichkeit ihr die gute Frau Margareth und die dienstwillige Regine in ihrer großen Noth beigestanden, und wie manche Nächte sie ihretwegen des Schlafes entbehrt haben; ja, daß ohne ihre unermüdlige Sorgfalt und wahrhaft christliche Liebe sie gewiß schon lange unter der Erde wäre. »Ich kann ihnen das niemals vergelten, schließt sie; das kann nur der allmächtige Gott; und ich weiß gewiß, auch Du wirst an ihnen thun, was sie um deine Mutter verdient haben.« Christian aber wird immer stummer; Frau Margareth mit der Tochter halten, nach der Weiber Weise, die Alles, nur zärtliche Schmeichelworte nicht, für Kaltsinn halten, seinen Ernst für Gleichgültigkeit, die ihrer nun als überflüssig gewordenen, vielleicht gar als lästiger Personen nicht achtet, da er doch nie so sehr als eben jetzt für ihr Wohl bedacht ist. Nachdenklich setzt er sich auf die Bank zwischen den Ecken beider Fenster; stützt den Ellbogen auf den Tisch, legt die Hand an die Stirn und spricht nach wohl einer ganzen, stummen Viertelstunde: Gott erhalte Euch nur gesund Mutter; es soll, will's Gott, alles besser werden.

Bei diesen Worten erhebt er sich und überläßt die Frauen ihren Vermuthungen. Sein Weg geht gerade in das Haus des Arztes, des einzigen im Städtchen, mit dem er sich sehr ernstlich bespricht. Dieser zuckt die Achseln und spricht: Solche Krankheiten sind hartnäckig, dauern oft in die Jahre, und endigen gewöhnlich mit dem Tode. Sie könnte vielleicht noch gerettet werden; aber die Arzeneien sind kostspielig und die Krankheit fordert eine ganz besondere Pflege. Indessen, wenn Er's bezahlen kann, wollen wir's versuchen. — Die gleichgültige Kälte des Mannes empört sein Allerinnerstes. Ungedonnert steht er vor ihm; besinnt sich jedoch bald und bittet ihn, Alles anzuwenden, was in menschlicher Möglichkeit steht, und versichert ihn, er könne auf bare Dankbarkeit rechnen. — Nun, nun, mein Bester, spricht der Arzt schmunzelnd hierauf, wenn das so ist, so wollen wir das Möglichste thun, und das Beste hoffen. Er begleitet den Fortgehenden bis zur Treppe. Christian aber geht abermal auf den ganz nahen Kirchhof zu den Todten, daselbst Rath für die Lebendigen zu holen. Er sucht bei dem väterlichen Grabe einen Entschluß zu fassen, und bringt daselbst der kindlichen Liebe ein fürwahr großes Opfer. Denn es will ihn abermal weit hinaus und zurückziehen auf Italiens sonnigen Boden, und dieß will das heilige Gesetz der kindlichen Liebe und Ehnespflicht ihm durchaus nicht erlauben, wenn er

auch die Mittel noch nicht einsieht, seine Mutter nach der Vorschrift des Arztes zu pflegen. Aufgeben muß er nun auch den so fest gefaßten Plan zu noch größern Reisen, um in der edlen Baukunst sich zu vervollkommenen, und einst als Baumeister in einer großen Stadt sich auszuzeichnen; und vielleicht erlebt er, wenn er es sich auch gefallen läßt, gleich seinem Vater, als ein armer Maurermeister sich hier niederzulassen, dennoch die Freude nicht, um die er Alles aufopfert, selbst nach Jahren seine Mutter gesund zu sehen. Dieß ist's, was er hier überlegt, und über sich erkämpfen will und die Todten geben ihm höchlichen Beifall. Denn sie sprechen, ob auch stumm, doch mit sehr deutlicher Stimme: Sieh, mein Christian, ohne große Baumeister zu seyn, haben wir uns zwei Häuser erworben; eins, worin unsere Asche ruht, und wo du ūter ein Kleines selbst ruhen wirst; das andere aber ist das Haus unserer Ewigkeit und dieß ist um so schöner und herrlicher, als wir uns in dieser Welt, Christi und seiner so oft befohlenen Liebe wegen, selbst verläugneten. Sei also demüthig, und Gottes Gnade wird mit Dir sein. — Weit beruhigter kehrt er in die Wohnung zurück, als er sie verlassen hat, und wird jeden Tag vertrauter mit dem halbgefaßten Entschlusse, der durch das kindliche Vertrauen der armen Weiber zu dem nunmehr Sanftmüthigen und Freundlichen, vollends reift; denn er fühlt die entsetzliche

Leere, die Verlassenheit und den Jammer, der unter den Armen entstehen würde, die ihre ganze Hoffnung und Zukunft auf ihn gebaut haben, so er sich abermahlentfernte, und den er nimmermehr verantworten könnte. Ein Umstand gibt der Sache den Ausschlag.

Der Guts herr hat von seiner Ankunft gehört und läßt ihn, der ihm wie gerufen erscheint, alsbald zu sich kommen. Er erkennt bald aus dem Gespräche, daß er mehr als einen gewöhnlichen Maurer vor sich hat, und eröffnet ihm, wie er schon lange gesonnen sei, auf einem der Güter ein kleines Schloß, auf dem andern aber ein nothwendiges Wirthschaftsgebäude errichten zu lassen, so wie auch einige andere Gebäude und selbst den Edelhof in der Stadt zu renoviren, und bekennt ihm freimüthig, daß die übertriebenen Forderungen der Baumeister in der Gegend, trotz der täglich mehr überhand nehmenden Nothwendigkeit, ihm dieß bis jetzt unmöglich gemacht haben. Der junge Baukünstler muß in seiner Gegenwart einige flüchtige Umriffe entwerfen und aus den späterhin ausgearbeiteten Kostenüberschlägen ergibt sich die wohlberechnete Möglichkeit, die sämtlichen Arbeiten mit weniger als der Hälfte der, von jenen geforderten Summen zu vollenden. Der Freiherr läßt sich einige seiner mitgebrachten Bauriffe vorlegen, und das herabwürdigende Er, womit er ihn bis jetzt empfangen hatte, wandelt sich bald in

ein bössliches Sie, als Christian ihm eine Rolle der herrlichsten Zeichnungen von Gebäuden nach Vitruv, Palladio und Bignola vorlegte die er in Italien selbst nach den Gebäuden dieser großen Meister gezeichnet hatte, und, als er nach schönen Faciaten und Verzierungen fragte, eine Sammlung Arabesken in Albertoli's grandiosem Geschmack vor ihm ausbreitet und dabei lächelnd spricht: anch' io sono pittore. Der Freiherr erstaunt freudig über die edlen und geschmackvollen Formen, überzeugt sich bald durch die große Leichtigkeit, mit welcher Christian Umrisse zu ähnlichen Verzierungen entwirft, von wessen Hand sie gezeichnet sind und freut sich über die Acquisition, die er an dem jungen Manne gemacht hat. Christian aber spricht: Sie haben mir Mühe genug und manchen Fasttag gekostet; denn das Reisegeld nach Venedig und Neapel hab ich mir am Munde abgedarbt und ich mußte mich beinahe zurückbetteln; nichts davon zu sagen, daß man mich bald als einen Spion eingesperrt hätte. — Endlich legt er ihm noch einige Risse zu prächtigen Tempeln in Bramante's großem Style vor und bemerkt: Nicht zu weit wäre mir die Reise nach dem nördlichen Amerika; ja ich würde mit Freuden bis nach Madagascar reisen, wenn ich mir den Genuß verschaffen könnte, dort ein so prächtiges Gebäude aufzuführen. — Sie werden endlich nach einer langen Unterredung Eins, daß der Bau des Schlosses im

künftigen Frühjahr beginnend soll, und Christian bleibt.

Frau Marthe erstaunt, so wie Frau Margareth, nicht wenig, als sie erfährt, was Christian in der Fremde gelernt hat und wie er im Stande ist, ein herrschaftliches Schloß zu bauen. Zu seiner großen Freude bessert Marthe mit jedem Tage sich zusehends und hat durch seine Gegenwart, durch den nunmehrigen Fleiß des Arztes, durch bessere Kost aus der herrschaftlichen Küche, zumal aber durch Regines unermüdlige Sorgfalt und Pflege sich in sofern wieder erholt, daß sie bereits allein in die Kirche gehen kann. Ob aber und wann Regine Christians Braut und Gattinn wird, darüber haben wir vor der Hand nur noch Vermuthungen; denn noch hat er sich kaum von seiner weiten Reise erholt und ist gegenwärtig auch mit zu vielen andern Dingen und Arbeiten beschäftigt, um hieran denken zu können. Doch hoffen wir in einem der nächsten Bändchen mehr darüber zu erfahren und bitten bis dahin unsre jungen Leser und Leserinnen, gleich der harrenden Regine selbst, die Entwicklung mit Geduld abzuwarten.

Die heilige Cäcilia.

Ein Altarblatt,

gemalt von Ludwig Schnorr von Carlsfeld.

Der Maientrost der Lyra war verschlungen :
Ihr blutend Herz zerfloß in stillen Klagen,
Vom Trauerschwert der Wehmuth tief durchdrungen. —
»Wie soll ich, süßes Leben! dir entsagen?« —
Sie seufzt's, und läßt den Thränen freien Lauf,
Und blickt in strengem Schmerz zum Äther auf.

Und in dem ernstestn Kampf mit Licht und Minne
Erschrickt sie in des Herzens öder Stille. —
Da tagt es jach um die verzückten Sinne ;
Sie staunt woher der Friedensthau ihr quille,
Der fern die Nacht verscheucht, die sie bedrückt,
Und wie in lichte Sphären sie entrückt.

Und vor Entzückung wunderbar beklommen,
Vernimmt sie Töne süßer Himmelsleiern,
Wie nimmermehr ein sterblich Ohr vernommen ;
Hört Lilienschöre Hallelujah feiern,
Und schwimmt gelöst in Himmelsmaienlust,
Raum ihres tiefften Sinnes noch bewußt.

Ambrosssch-mild von Engellippen fliehen
Des Wohllauts Ströme durch des Lichtes Hallen ;

Und in die Fluth der Wundermelodien
 Hört Hochgesang vom Throne sie erschallen,
 Und ruft in süßer Ahnung trunknem Sinn:
 Cäcilia, der Sängers Königin!

Cäcilia, du heilige und hehre!
 Die ohne Wonne nie die Lippen nennen;
 Wie lauscht dir hochentzückt des Himmels Sphäre!
 Gib, süße Schirmerin! dich mir zu kennen;
 Wenn je mich einst im Kampfe Schmerz besiel,
 So stimme meines Herzens Saitenspiel!

Da schweigen plötzlich Klang und Hymnentöne;
 Die Stille gleicht den finstern Nachtgewalten. —
 Und sieh, ein Tag in rosiglichter Schöne
 Will, jach erblickend, himmlisch sich entfalten:
 Des Bundesbogens heil'ger Siebenstrahl
 Schwebt äthermild herab ins Thränenthal.

Und auf des Bogens siebenfarbnem Rande
 Schwebt sie in hoher Majestät hernieder;
 Ein Flügelknabe aus dem Geisterlande
 Folgt leichtbeschwingt der Königin der Lieder;
 In seiner Aetherhand der Lilienflor,
 Zeigt, welchen Schmuck die Jungfrau einst erkor.

Umwogt von Blicken, die sie schmeichelnd grüßen,
 Und die kein sterblich Auge sieht und lebet,
 Schwebt tiefer sie indeß die Rosen sprießen
 Zur grünen Erde, die im Raume schwebet,
 Hüllt schnell das Licht in leichten Farbensdust,
 Und blickt zur Väterin, die fromm sie ruft.

Das arme Wort entflieht in stille Schatten;
 Verständniß kann die Andacht nur gewähren:

Wie sich die Palme und die Lilie gatten,
 Die Braut des Königs ewig zu verklären.
 Ihr Haupt, vom Licht der Glorie umglüht,
 Strahlt von der Jugend, die ihr ewig blüht.

Ein grünes Lichtgewand, in Pracht der Falten,
 Das paradiesisch hold um sie geschlungen,
 Schmückt königlich die schönste der Gestalten;
 Die Marterpalme, die den Sieg errungen,
 Grünt, ihrer starken Liebe Unterpand,
 Von Purpurthau geröthet, in der Hand.

In süße Wehmuth und in ernste Liebe
 Scheint sinnend die erhabne Stirn verloren;
 Ihr Himmelsauge kennt das Dorngetriebe
 Der Scherzenheimat, die sie einst geboren;
 Auch ihr ist ja das Weh der Erde kund!
 Und tröstend fließt von ihrem Rosenmund:

Was laßt ihr, Seelen, euch im Kampfe bangen!
 O säht ihr unsre ew'gen Siegeskronen!
 In Liebe würdet ihr den Schmerz umfassen;
 Wie reich ist unser König im Belohnen!
 Blick auf und sieh: bald ist der Kampf vollbracht
 Schon winkt Sein Wonnelicht dir aus der Nacht!

Sie sprach's; des Ätherlichtes goldne Garben
 Sie lösten sich in wundervoller Schöne
 Melodisch auf zu Regenbogen-Farben;
 Dem Organon entströmten sie als Töne;
 Die drangen glühend in das stille Herz,
 Und füllten himmlisch tröstend seinen Schmerz.

Und was entzückt dieß Eine Herz empfunden,
 Als die Erscheinung himmlisch vor ihr glühte,

Die fromme Kunst, sie hat es fest gebunden:
 Daß Trost der Andacht vielen Herzen sprühte.
 Cäcilia erkennt ihr Bild gerührt,
 Die unsichtbar des Meisters Hand geführt.

Wunder in der Insectenwelt.

Sehen Sie doch, Papa, den prächtigen Schmetterling, den ich gefangen habe! rief Moritz triumphirend zu seinem Vater, dem Herrn von Dohlen. Es war aber eine kleine Gesellschaft im Garten versammelt, wo Moritz, der mit seinen kleinen Gespielen sich umhertrieb, den schönen Tagfalter gefangen hatte. Alle sahen den lieblich gestalteten Sommervogel mit Bewunderung an. Die Fräulein aber baten den jungen Wildfang so inständig, dem Gefangenen die Freiheit zu geben, daß dieser endlich, wiewohl ungern, dennoch zuletzt in ihre Bitte willigte.

Es ist doch wunderbar, welche große Kunst die Natur an diese Insecten verschwendete! sprach Herr von Dohlen.

Ja wohl, antwortete Frau von Emmering, eine junge, gebildete und besonders in der Naturgeschichte wohl bewanderte Dame, die mit ihren beiden Brüdern Arthur und Carl und mit ihrer Nichte Hen-

riette zugegen war. Man kann wohl sagen, daß vielleicht die Allmacht Gottes in keinem Geschöpfe so viele Kunst und Herrlichkeit entfaltet hat, als in dem Bau der Insecten.

Liebe Tante, sprach Henriette, ich möchte doch glauben, daß Gottes Allmacht weit bewunderungswürdiger in der Schöpfung der Sterne als in dem Bau der Insecten ist. Denn viele der ersten sind so unermeslich groß, daß kaum der kühnste Gedanke sich zu einem Begriff derselben erheben kann.

Herr von Dohlen lächelte und sprach: Was meinen Sie, liebes Fräulein, welches Kunstwerk ist wohl größer und verdient mehr Bewunderung, eine große Thurmuhre, die nur Stunden schlägt, oder eine kleine, die auch die Viertel angibt, und außerdem noch die Sekunden, die Tage des Monats, die jedesmalige Tageslänge und den Lauf des Mondes zeigt? — Sie sehen also, daß die höchste Kunst nicht in der Masse eines Werkes, sondern in der großen Anzahl Vollkommenheiten besteht, die sich darin vereinigen. Wäre je, was jedoch nicht ist, der göttlichen Allmacht Einiges schwer, Anderes leicht, so wäre es ihr offenbar leichter, einen ungeheuren Weltkörper zu erschaffen, der ohne Bewußtseyn seines Daseyns mechanisch fortrollt, als eine einfache Lichtmücke, die sich frei bewegt, in die Luft erhebt und fliegt wohin sie will.

Eine einleuchtende und wichtige Wahrheit!

sprach Frau von Emmering, und Arthur nickte freundlich mit dem Kopfe.

Herr v. Dohlen. Gewiß, je kleiner ein Werk, und je mehr Vollkommenheiten es in sich vereint, um so kunstreicher ist dasselbe. Wollen wir nun die Werke Gottes nach diesem Maßstabe bewundern, so werden wir wohl in keiner der zahllosen Welten wunderbarere Werke antreffen, als in der unsrigen. Das Mikroskop zeigt uns Thiere zu Tausenden, die auf einem Sandkorn leben, und für die das Sandkorn eine große Welt ist; Thiere, die millionenmal kleiner sind als das feinste Staubkörnchen. *) Und alle diese einzelnen, unendlich kleinen

*) Der unermüdete Naturforscher Leuwenhoeck war der Erste, der auf die Entdeckung kam, daß die kleine weißliche Masse, die, ungeachtet der größten Reinlichkeit, an unsern Zähnen sich ansetzt, aus zahllosen kleinen Thierchen bestehe. Ich wollte, spricht Sulzer, mich selbst von der Wahrheit dieser Behauptung überzeugen. In dieser Absicht also verfertigte ich ein Mikroskop von einer Viertel-Linie oder von der Größe des 48ten Theiles eines französischen Zollens im Durchmesser. Dieses Instrument wendete ich an, um jenen Stoff zu untersuchen und befolgte dabei Leuwenhoecks Verfahren auf das Genaueste. Nun fand ich aber nicht nur, daß seine Behauptung und Beschreibung von diesen Thierchen vollkommen richtig ist, sondern es gelang mir auch nach vielen Versuchen, die Gestalt und Größe der kleinsten aus ihnen zu erkennen, die er nicht hatte bestimmen können. Der größte Theil ihres Körpers ist

Thierchen haben Kopf, Mund und Augen, und in diesen Augen Fibern, Muskeln, eine Pupille; sie alle haben Adern und Nerven und diese Nerven haben abermal ihre animalischen Geister. Alle auch haben ihre vollkommne, aus den feinsten Theilchen gebildete Gestalt und das schönste Ebenmaß. Jedem derselben hat die Natur seine Nahrung angewiesen; und diese Nahrung wandelt sich in Milch und andere Säfte; sie essen, verdauen, reproduziren sich, und entfalten uns Wunder, die fürwahr dem menschlichen Verstande unendlich unbegreiflicher sind, als das Weltall mit seinen zahllosen Sternen.

Arthur. Da weiß man wahrhaftig nicht, wo man die Allmacht Gottes mehr bewundern soll, ob im unendlich Großen, oder im unendlich Kleinen!

Herr v. Dohlen. Wahrlich, wer die Allmacht, Weisheit und Vorsehung Gottes auf dieser Welt nicht kennen lernt, der würde andere Welten

rund, dabei haben sie einen sehr kurzen Schweif; es trifft also ihre Gestalt ziemlich mit der Gestalt der jungen Frösche zusammen, die so eben zur Welt kamen. Sie sind unter dem Mikroskop etwa so groß, wie das kleinste Pulverkorn, und da mein Mikroskop millionenmale vergrößert, ergibt sich, daß in einem Umfang von der Größe eines solchen Pulverkörnchens mehrere Millionen dieser Thiere beisammen seyn können. Dieß ist so gewiß, als es die meisten Menschen unglaublich bedünken dürfte. (*Essais de Physique appliqués à la Morale.*)

vergeblich bereisen, um solche daselbst anschaulicher kennen zu lernen. Denn alle Werke Gottes, die größten wie die kleinsten, tragen das Gepräge einer unendlichen Weisheit an sich und Gott ist dergestalt groß in großen Dingen, daß Er darum nicht minder groß und wunderbar in den geringsten ist.

Frau v. Emmering. Gewiß auch ist unsre Welt so voll der Wunder, daß selbst der scharfsinnigste menschliche Geist, wenn er auch tausend Jahre ohne Unterlaß mit aller Anstrengung forschte, dennoch kaum zu forschen begonnen hätte; ja wären ihm Jahrtausende verliehen, so würde er am Ende mit jenem Weisen ausrufen: Alles, was ich nach den mühsamsten Forschungen weiß, ist, daß ich Nichts weiß!

Herr v. Dohlen. So ist es allerdings; doch soll uns dieß keineswegs abhalten, unsern Geist je zuweilen mit der Betrachtung der Werke Gottes zu nähren. Denn sie sind gleich einer reich besetzten Tafel vor uns ausgebreitet und vermögen wir es auch nicht, von allen Speisen derselben zu kosten, so genügen schon wenige, uns auf die lieblichste Weise zu erquicken und zu sättigen. Und weil wir nun einmal bei dieser kleinen Welt begonnen haben, ist es auch nicht nothwendig, daß wir für dießmal weiter gehen; denn wir werden nicht leicht eine angenehmere Unterhaltung finden.

Wie, sprach Henriette, den Mund verziehend,

bei den Insecten! — Nun da denke ich, werden wir mit der Erkenntniß und Bewunderung bald zu Ende seyn!

Frau v. Emmering. Meinst Du? — Dennoch kann ich Dich versichern, das diese kleine Welt von jeher die Lieblingsbeschäftigung und ein ganz vorzügliches Studium der größten Naturforscher war.

Henriette. Was gäbe es denn da zu bewundern?

Herr v. Dohlen. So vieles, mein Fräulein, daß ich kaum weiß, wo ich beginnen soll. Keine ihrer Werke scheint die Natur mit so großer Vorliebe und so sinnreicher Kunst gebildet zu haben. Betrachten Sie nur einmal einen der geringsten und verachtetsten Bürger der Insectenwelt, die Schnake, die an den Sommerabenden summend umherfliegt, und sehen Sie die zierliche und ebenmäßige Wohlgestalt dieses niedlichen Geschöpfes in allen seinen Gliedern an. Welche unbegreifliche Kunst ist nur in dem kleinen Saugerüssel desselben angebracht! Was ist die kunstreichste Pumpe gegen dieß überaus feine Werkzeug; und wie viele unendlich kleine Fiebern und Nerven vom zartesten Bau wendet das Thierchen, und zwar mit größter Leichtigkeit an, um diese elastische Pumpe zu gebrauchen, die, so unendlich weich und subtil sie ist, dennoch eine solche Kraft gewinnt, daß sie brennenden Schmerz erweckt, wenn es mit

dem Röhrer derselben Sie in das Angesicht oder in die Hand sticht, ein Tröpfchen Blutes zu entsaugen.

Henriette. Wenn man hierüber nachdenkt, könnte man beinahe Liebe zu diesen lästigen Sömmergästen gewinnen.

Herr v. Dohlen. Diese Liebe, mein Fräulein, werden Sie bald allen diesen kleinen Geschöpfen abgewinnen, wenn Sie solche mit Aufmerksamkeit betrachten; oder vielmehr werden Sie diese Liebe auf den Schöpfer derselben selbst übertragen, und dieß auch ist's, wohin das Studium der Natur uns führen soll. Regt aber schon der schwache Saugerüssel eines so wenig beachteten Insektes Ihr Gemüth an: was würden Sie erst sagen, wenn Sie z. B. nur den Flügel eines Schmetterlings, zumal eines der Kleinern, durch das Mikroskop betrachteten.

Henriette. Sind denn die Flügel der Kleinern schöner als die der größeren Art?

Herr v. Dohlen. Wir haben überhaupt schon bemerkt, daß der unendlich große Gott, der nichts Unendliches erschaffen kann, das Ihm selbst gleich ist, und vor dessen Augen nichts Erschaffenes groß seyn kann, gleichsam die höchste Kunst seiner Allmacht auf Dinge verwendet, die unsere Hoffahrt klein nennt. Dieß finden wir beinahe in allen Werken der Natur; und längst auch haben die Insektenkenner bemerkt, daß unter dem zahllosen Heere der Schmetterlinge die Flügel der Kleinsten verhält-

nismäßig mit weit glänzenderer Schönheit als die der großen prangen. Die Natur schmückt einige Gattungen derselben mit Blumen, mit Federbüschen, mit Spiegeln, mit Augen, mit Juwelen, mit wunderherrlichen Zeichnungen, mit farbigem Staube, mit Gold und andern unnennbar lieblichen Farben; und wären wir frei von Eigennuß und reine Geister, wir würden diese wahrhafte Pracht ohne Vergleich höher achten als alles Gold und alle Edelsteine, die der Schooß der Erde hervorbringt.

Um nur von Einem dieser Falter, und zwar bei weitem nicht von dem schönsten, zu sprechen, hat z. B. der kleine, geschwänzte Blauschiller *) ein wunderliebliches, dunkelblaues Changeant, das nach jeder veränderten Stellung wechselt und seine Fittige schillern mit einem so prächtigen Atlaßglanze, daß der Kunstreichste Pinsel gedemüthiget würde, wenn er sich erkühnen wollte, ihn nachzubilden. Sind seine Flügel ausgespannt und ist sein Kopf gegen das Licht gerichtet, so zeigt er das schönste Blau; wendet man die Augen nur ein wenig seitwärts, so tritt an die Stelle dieser wunderschönen Farbe ein schwarzer Ruß. Hält man das niedliche Thierchen seitwärts, so wechselt die blaue und die schwarze Farbe, je nach den verschiedenen Richtungen auf dem linken und rechten Flügel ab. Welcher

*) *Papilio quereus*. L.

menschliche Verstand vermag's zu ersinnen, was dazu erfordert wird, bis diese Farben so schnell, so prächtig abwechseln, verschwinden und abermal erscheinen!

Wir gehen wirklich an vielen Schöpfungswundern unbedachtsam vorüber, sprach Carl. Oft sah ich in meiner Kindheit dem bunten Spiele der Schmetterlinge auf unserer Wiese zu, und hatte meine Freude, wenn meine Brüder einige derselben erhaschten. Doch kam es mir nie zu Sinne, über diesen so erstaunlichen Kunstaufwand bei dem Bau eines Tagfalters nachzudenken.

Aber sagen Sie mir doch gefälligst, lieber Herr v. Dohlen, woher denn dieß wundersame Schillern und der Farbenwechsel auf den Flügeln so mancher Schmetterlinge kommen mag; denn ich selbst habe solchen auch schon bewundert.

Herr v. Dohlen. Wahrscheinlich aus der verschiedenen Brechung der Lichtstrahlen auf den Schuppen und Federn dieser Tagfalter.

Henriette. Ei, das wäre! Sind denn ihre zarten Fittige mit Schuppen oder Federn besetzt?

Herr v. Dohlen. Sie sahen doch wohl, daß diese Fittige vom feinsten Staube überzogen waren, der Ihnen an den Fingern hängen blieb, wenn Sie irgend einen Schmetterling fingen.

Henriette. Freilich wohl, aber dieser Staub hat doch keine Ähnlichkeit weder mit Schuppen noch mit Federn!

Herr v. Dohlen. Sie würden sich überhaupt nicht wenig wundern, wenn Sie so Manches, was Sie für bloßen Staub halten, durch das Mikroskop ansähen. Erst durch dieß kostbare Instrument lernte man, daß jener vermeinte Staub aus ganz feinen und regelmäßigen Körperchen besteht, die gleich den Schuppen der Fische gestaltet sind. Sie sind theils rund, theils länglicht, theils dreieckig, theils anders gestaltet; einige derselben sind durchaus eben, andere sind gerippt. Bei einigen hängt der Rand allenthalben zusammen und ist abgerundet; bei andern ist er wellenförmig, ausgeschnitten und gezähnt. Die Einschnitte sind bei verschiedenen Schuppen mehr oder minder zahlreich, mehr oder minder tief, ja zuweilen so tief, daß die Schuppe gleichsam eine kleine Hand mit Fingern vorstellt. Es gibt sogar nicht wenige dieser ungemein schönen Schuppen, die an Gestalt den Vogelfedern und den Haaren der Thiere gleichkommen, und oft bietet ein einziger Schmetterlingsflügel der Anschauung alle diese und noch mehr Mannigfaltigkeiten dar. Überhaupt ließe sich noch sehr Vieles von den prachtvollen Tapeten auf den Flügeln dieser Sommerfalter sagen.

Carl und Henriette. Sprechen Sie doch weiter, wir hören Ihnen gewiß sehr gern zu.

Herr v. Dohlen. Nun denn; jede jener besiederten Schuppen hat einen kurzen, bald einfachen bald vielfältigen Kiel, mit welchem sie in dem

eigentlichen Flügel festhaftet, der aus zwei Harten und durchsichtigen Membran-Häuten besteht; und diese Tausende oder vielmehr diese Millionen Schuppen bringen den reichen Farbenschmelz und den lieblichen Glanz auf den Fittigen hervor. Man sieht darauf alle Farben, die man an den Blumen unserer Gärten bewundert und ihre verschiedene Stellung und kunstreiche Verbindung bringt jenes Schillern und den prächtigen Schmuck hervor, der das Auge des Kenners und Liebhabers so unwiderstehlich fesselt. Entblößt man den Flügel von diesen Schuppen, so sieht man nichts mehr als eine durchsichtige, in regelmäßigen Linien fein durchlöchernte Haut, die der Länge nach durch allerlei Nervenstränge, wie bei den Blättern der Pflanzen, getheilt ist. Die feinen Löcher auf dieser Haut bezeichnen die Stellen, wo die Schuppen befestiget waren. Endlich sitzen alle Schuppen schichtenweise gleich den Dachziegeln über einander und sind auf höchst regelmäßige Weise vertheilt. Doch was ist diese Flügelpracht, wie herrlich und wunderbar sie auch an sich seyn mag, gegen den Bau des Auges in den kleinen Insekten, die wir mit so großer Verachtung behandeln! Der Optiker, der die unendliche Kunst in dem Bau des menschlichen Auges kennt, versinkt bei dem Anblick der Insektenaugen in sprachlose Bewunderung.

Carl. Hätte ich nicht selbst schon öfters bei den Mücken mich davon überzeugt, ich hätte in der

That nie geglaubt, daß ein so kleines Thier mit zwei Augen so scharf und sogar rückwärts sehen könne, wenn man ihm nachstellt.

Fr. v. Emmering. Es ließe sich freilich nicht begreifen, wie eine kleine Mücke, die ihren Kopf nicht zu bewegen im Stande ist, mit zwei Augen überall hinsehen könne. Daher fragt es sich auch, ob sie wirklich nur zwei Augen habe.

Henriette. Die Insekten werden doch nicht mehr Augen haben, als die größeren Thiere und als wir selbst?

Herr v. Dohlen. Ei, Sie wissen ja, daß sogar die Fabel dem Argus hundert Augen andichtete.

Henriette. Dafür ist es auch nur eine Fabel.

Herr v. Dohlen. Wie denn aber, wenn ich Ihnen sagte, daß die Natur diese Fabel tausendfältig zu Schanden macht, und den kleinen Argussen, die sie selbst erschuf, nicht hundert, sondern einige tausend Augen wirklich gab?

Henriette. Aber ich bitte Sie, lieber Herr v. Dohlen, wo befänden sich denn alle Nerven, Fibern, Adern, Hornhäute, Linsen, Pupillen und was weiß ich Alles, was zu den Augen gehört, in dem winzigen Kopfe dieser Thierchen? und zumal bei einigen tausend Augen? —

Herr v. Dohlen. Das weiß Derjenige sehr

genau, der ihnen diese Augen schuf. Aber dieß kann ich Sie versichern, daß die Naturforscher an dem Kopfe eines Käfers 6362, an dem Kopfe einer Mücke 6000, und an dem Kopfe eines Schmetterlings bis zu 34,650 Augen zählten.

Henriette. Aber man sollte ja doch, wie ich meine, auch ohne Vergrößerungsglas, wenigstens einige Spuren dieser Augen wahrnehmen können.

Herr v. Dohlen. Die Behendigkeit, mit welcher eine Mücke, ein Schmetterling, ein Käfer, Ihnen zu entkommen sucht, von was immer für einer Seite Sie ihn fangen wollen, sollte Sie allein schon auf den ganz richtigen Schluß führen, daß diese Thierchen Ihre Nachstellungen überall sehen. Nimmermehr aber würden sie solche sehen, wäre ihr Kopf nicht von allen Seiten mit Augen besetzt. Dieß ist auch außer allem Zweifel. An jeder Seite ihres Kopfes ragt ein abgerundetes Körperchen hervor, das unter einem mäßigen Vergrößerungsglase wie mit kleinen Körnchen besäet scheint. Diese winzigen Körner, die sich als runde Kugelabschnitte zeigen, sind eine wahre Hornhaut, die aus einer Menge kleinerer, neßförmiger Hornhäute besteht, welche durchsichtig, und je nach der Verschiedenheit der Insekten von mancherlei Farben sind. Einige derselben sind schwarz, andere braun, andere grau, andere kupferfarbig; andere schimmern wie Gold, andere spielen mit den reichen Farben des Regenbogens; ja es

gibt, was fürwahr wunderbar ist, große Schmetterlinge, deren Hornhäute ein wahrer Phosphor sind, der im Finstern gleich glühenden Kohlen leuchtet. Jede dieser kaum sichtbaren Hornhäute oder Linsen ist ein wirkliches Auge, das alle Sehnerren und alle wesentlichen Theile hat, die dem Insekt zum Sehen nothwendig sind. Nimmt man ein solches, mit kleinen Linsen besetzte Netz oder eine ganze Hornhaut ab, bringt solche unter den Brennpunkt eines Mikroskops und richtet hierauf das Instrument gegen eine Eiche oder gegen einen Soldaten, so erblickt man einen Eichwald im Kleinen oder eine Armee Pygmäen.

Allmächtiger Gott, rief Arthur erstaunt aus, welche zahllosen Wunder verschwendest Du an diesen Kleinen Geschöpfen!

Herr v. Dohlen. Die Augen der Insekten sind jedoch nicht alle gleich. So sind z. B. die Augen der bekannten Wassernymphen von den Augen der Bienen und Mücken wesentlich verschieden. Auch bemerkt der scharfsinnige und unermüdlche Swammerdam, der über dem Auffuchen der Insectenaugen eine eigenen Augen beinahe gänzlich einbüßte, er habe an den Augen derselben niemals die dreierlei Feuchtigkeiten, wie in den Augen der größern Thiere und der Menschen, gefunden und er folgert daraus den Schluß, das Sehen müsse bei ihnen nach ganz andern als nach unsern bekannten optischen Gesetzen geschehen.

Arthur. Ist dieß wirklich so, wie ich es denn nach dem Zeugniß eines solchen Naturforschers nicht läugnen will, so sehen wir daraus deutlich, daß wir nur ins Blaue reden, wenn wir aus den wenigen, uns bekannten Gesetzen, alle Erscheinungen in der Natur erklären wollen.

Herr v. Dohlen. Wenn Sie sich einmal einen wahren Genuß verschaffen wollen, meine Lieben, so sehen Sie in das Kabinet eines Naturforschers zu kommen und diese Dinge selbst anschaulich zu betrachten. Indessen will ich Ihnen gern mittheilen, was ich theils selbst beobachtet, theils gelesen habe. Außer diesen netzförmigen Augen nämlich haben manche Insekten, z. B. die Grasshüpfer, die Mücken, einige Schmetterlinge und andere, auch noch glatte Augen oben auf dem Kopfe, die weit kleiner und auch in geringerer Anzahl denn jene, vorhanden sind. Diese kleinen und glatten Augen haben nur eine einfache Hornhaut und bestehen nicht aus einem Netz anderer Hornhäute. Man sieht jedoch diese zwei Arten von Augen an dem Insekte erst dann, wenn es seine letzte Gestalt und Vollkommenheit erlangt hat. Der Schmetterling mit einigen tausend Augen hatte im Raupenstande nur sechs, und zwar glatte Augen an jeder Seite. Bonnet versichert, die glatten Augen der Weidenraupe haben die Gestalt eines Gefäßes oder einer Schale, und die durchsichtige Hornhaut sei gleichsam der Deckel derselben. Er

nahm deutlich einen wirklichen Sehnerven wahr, der zu jedem dieser kleinen Augen gehörte und der nur eine Verlängerung des Hauptastes ist, der sich in sechs Zweige theilt; von dem Auge des Schmetterlings aber, in den diese Raupe sich umbildet und dessen Augen nach seiner Angabe über 22,000 sind, sagt er, jedes derselben sei gleich einem Teleskop von wenigstens drei Linien gestaltet.

Henriette. Dieß scheint beinahe ans Fabelhafte zu gränzen.

Herr v. Dohlen. Mein Fräulein, es gibt Menschen von außerordentlichem Scharfsinn und seltenen Naturgaben, die gleichsam zum Beobachten geboren sind; und wir haben eben keine Ursache, Mißtrauen in ihre Entdeckungen zu setzen. Ihnen selbst ist es, aus leidenschaftlicher Liebe zur Wissenschaft, ohne Vergleich mehr als Andern, um die Wahrheit zu thun. Dazu auch sind sie sorgfältig auf ihrer Hut, Fabelhaftes in den Tag hinein zu schreiben; da so gleich andere Naturforscher, die mit nicht minderem Fleiß beobachten, ihre Angaben der Falschheit zeihen oder solche berichtigen würden.

Herr v. Dohlen. Und jene vollends, durch das beste Teleskop kaum erreichbaren Thierchen, von welchen vorhin die Rede war, und deren Tausende auf einem winzigen Sandkorn wohnen, mit allen ihren vollkommenen Gliedern und Augen: — wie fühlbar wird bei ihrem Anblick jener Ausspruch der Schrift:

»Wer die ewige Majestät ergründen will, der wird von ihrer Glorie erdrückt werden!«

Henriette. Um aber auf unsern Gegenstand zurück zu kommen: haben die Insekten auch eben so fein gebildete Ohren?

Herr v. Dohlen. Diese Frage, mein Fräulein, wagte bis jetzt die Naturgeschichte nicht bestimmt zu beantworten. Den Cicaden, Hausgrillen, Grashüpfern und einigen andern, die einen Laut von sich geben, scheint wohl der Sinn des Gehörs nicht zu fehlen; ob aber alle Insekten diesen Sinn, und wo sie ihn haben, blieb bis jetzt ein Geheimniß. Indessen fand man bei manchen Insekten in den Spitzen der Fühlhörner einen tief verborgenen, besondern, und von unsern bekannten Sinnen gänzlich verschiedenen Sinn; es wäre daher wohl möglich, daß man auch ihre Gehörwerkzeuge noch auffände.

Arthur. Es wäre auch in der That sehr zu wundern, wenn die Natur so unendlich Vieles für den Bau der Augen dieser kleinen Geschöpfe gethan, und ihnen das Gehör versagt hätte.

Herr von Dohlen. Die Natur, mein Freund, ist überaus reich; dennoch aber bringt sie nichts Überflüssiges hervor. Augen mußte sie diesen Thierchen in großer Anzahl geben, da sie zahllosen Feinden ausgesetzt sind, die ihnen beständig und von allen Seiten nachstellen; und da sie ihren Kopf nicht gleich

den größern Thieren, nach allen Richtungen frei bewegen können. Ohren aber sind ihnen vielleicht nicht eben so nothwendig; wenigstens nicht allen. Nothwendiger ist ihnen der Sinn des Geruches, um ihre Nahrung zu suchen und diesen glaubten die Naturforscher, insbesondere Vaster, in den eirunden Respirationsöffnungen oder den Nörbchen zu finden, die an beiden Seiten des Körpers wahrgenommen werden; besonders in den Gefäßen, die aus jeder dieser Öffnungen gerade nach dem Kopfe hinlaufen, und die Lyonnet die Luftgefäße des Kopfes nennt.

Der Geist versinkt wirklich in tiefes Erstaunen, sprach Frau v. Emmering bewegt, wenn er betrachtet, wie die göttliche Allmacht, man möchte sagen, die höchsten Wunder ihrer allweisen Kunst für die Bildung eines Insektes von wenigen Lebenstagen aufgeboten hat.

Herr v. Dohlen. Diese Bewunderung, meine gnädige Frau, nimmt fortwährend zu, je tiefer man in das Studium der Natur eindringt. Wie weit würde es uns erst führen, wenn wir von dem kunstreichen Bau, von der Nahrungsweise, und von so manchen Beschäftigungen und Naturtrieben vieler Insekten sprechen wollten!

Frau v. Emmering. Warum, lieber Freund, schließen Sie gerade das Wunderbarste aus Allem,

die Verwandlung der Insekten, von diesem Verzeichnisse aus?

Herr v. Dohlen. Dieser Gegenstand allerdings ist so wichtig, daß es gewiß der Mühe lohnt, Einiges darüber zu sprechen, selbst wenn wir für dießmahl auch nur bei den Schmetterlingen stehen bleiben wollten.

Henriette. Ich habe es wirklich schon oft bewundert, wie eine kriechende und häßliche Raupe so plötzlich in einen prächtigen Tag- oder Nachtfalter sich umwandelt.

Herr v. Dohlen. Sie sind sehr irriger Meinung, mein liebes Fräulein, wenn Sie glauben, dieß sei das Werk eines Augenblicks. Der Schmetterling arbeitet mit der ersten Minute seines Lebens an seiner Verwandlung; denn nur allmählig gelangen alle organischen Körper zu ihrer Vollkommenheit. Gewöhnlich wirft die Raupe ihre Haut dreimal ab; ja es gibt Arten, die dieß fünf bis sechsmal und wohl auch noch öfter thun. Sie werden das schon an dem Seidenwurm bemerkt haben, da das Thier seine Haut so vollkommen abstreift, daß die abgelegte Haut selbst eine wahre Raupe zu sein scheint, woran man Augen, Mund, Füße zc. sieht.

Henriette. Ja wohl; aber wie geht dieß zu? Wie kann er so viele Organe ablegen und mit andern neuen auskriechen, die den ersten so ganz unähnlich sind?

Herr v. Dohlen. Nichts ist natürlicher. Die neuen Organe waren in den vorigen wie in einer Scheide oder in einem Futteral enthalten. Die Puppe oder vielmehr der Schmetterling selbst, liegt in der letzten Haut, denn diese Puppe ist nichts anders als gleichsam ein Schmetterling in Windeln. Einige Tage vor ihrer Verwandlung reinigt sich die Raupe, und vor und nach dieser Verwandlung sind alle Theile der Puppe außerordentlich weich; erst allmählig gelangen sie zu ihrer Festigkeit, und die Puppe scheint vor ihrer Ausbildung wie ein flüssiger Brei, und ihre ganze Organisation verborgen. Dennoch liegt sie ganz ausgebildet darin, nur daß alle überflüssigen Feuchtigkeiten erst verdunsten müssen, wenn die Glieder den nöthigen Grad der Festigkeit und Härte bekommen sollen. Dieß geschieht auch wirklich durch die Ausdünstung, die, so unmerklich sie scheint, gleichwohl bisweilen so stark ist, daß dadurch das Insekt den zwanzigsten Theil seines Gewichtes verliert.

Während dieser Zeit seiner Verwandlung begräbt die Natur das Thierchen in den tiefsten Schlaf, ändert seine Eingeweide, bereitet dasselbe zu einem neuen Leben vor, und bildet ihm mählig und mählig alle Werkzeuge aus, die zu seinem künftigen Stande nothwendig sind. Die Ausdünstung der wässerigen und überflüssigen Feuchtigkeiten wirkt, daß die Bestandtheile der Fibern einander fortwährend näher kommen und sich genau mit einander vereinigen.

Hieraus entsteht eine Festigkeit in allen Organen. Endlich verschwinden die Organe der Raupe, und der schöne Falter tritt in lieblicher Pracht in sein neues Dasein, prüft seine Fittige und erhebt sich zum Fluge.

Ein wahrhaft schönes und unbegreifliches Spiel der göttlichen Allmacht! rief Carl wie begeistert aus. Aber sagen Sie mir, Herr v. Dohlen, geschieht diese Verwandlung bei allen Puppen von einerlei Art, genau in derselben Zeit?

Herr v. Dohlen. Es kommt dabei sehr viel auf die Witterung, auf die Temperatur der Luft, ja auf den Ort selbst an; je nachdem nämlich dieselben wärmer oder kälter sind. Daher auch steht diese Verwandlung beinahe in unserer Willkühr; denn hindert oder schwächt man die Ausdünstung dadurch, daß man die Puppen entweder mit einem guten Firniß bestreicht, oder sie an einen kalten Ort verlegt, so verlängert man ihr Leben je nach dem Verhältnisse, als die Ausdünstung abnimmt. Das Gegentheil erfolgt, wenn man sie in einen wärmeren Ort, z. B. in ein geheiztes Zimmer bringt. Auf solche Weise kann ein Insekt, das, sich selbst überlassen, nur einige Wochen gelebt hätte, je nachdem man es will, einige Monate, oder aber nur einige Tage leben. Hieraus, Fräulein Henriette, ergibt sich Ihnen auch ein practischer Vortheil für die Küche; denn beinahe ganz derselbe Fall findet bei

dem Ei einer Henne Statt, das desgleichen stark ausdünstet. Bestreichen Sie aber ein frisches Ei mit Firniß, oder auch nur mit Fett, so können Sie es ganze Monate lang frisch erhalten.

Henriette lächelte und sprach: Dieß werde ich mir nicht umsonst gesagt seyn lassen; Carl aber lenkte die Rede abermal auf das vorige Gespräch zurück und sagte: Wunderbar ist gewiß auch in der großen Haushaltung der Natur die Ordnung, daß manche Insekten so lange im Raupenstande leben und alsbald nach ihrer Verwandlung sterben; indeß andere erst dann zu einem kräftigen und thätigen Leben gelangen.

Henriette. Ja, besonders die Bienen!

Herr v. Dohlen. Dieß fleißige Volk, mein Fräulein, wollen wir einmal im Sommer auf der Meierei Ihres Herrn Vaters genauer betrachten; denn wir können uns für dießmal nicht in alle Einzelheiten über dieselben einlassen.

Henriette. Ach, ich habe ihre Geschichte schon öfters gelesen und kenne sie bis auf die geringsten Umstände.

Herr v. Dohlen. Ei! — So wissen Sie also auch ohne Zweifel, wie sie ihre Nester in Westindien bauen?

Henriette. Je nun, sie erbauen wohl auch dort sechseckige Zellen wie sonst überall.

Herr v. Dohlen. Bitte um Vergebung;

ste erbauen dort hohle, wächserne Blasen von der Größe und Gestalt einer Olive, und setzen dergleichen viele traubensförmig an einander. Sind diese Blasen erbaut, dann füllen sie dieselben mit Honig, schließen sie hierauf, und arbeiten an neuen Blasen. Ohne Zweifel sparen sie diesen Honig für die Regenzeit auf, während welcher sie nicht ausfliegen können. Sie legen diesen Honigvorrath in einen hohlen Baum oder in eine Felsenhöhle, und zwar immer gegen die Seeseite an, damit die Thiere, die nach Honig lüstern sind, nicht hinzukommen können. Der Honig in diesen Blasen ist sehr klar und überaus süß und würzig.

Henriette. Eine sonderbare Manipulation und eine ganz eigene Ausnahme von der Regel. Warum thun sie denn dieß?

Herr v. Dohlen. Dieß ist eben das Wunderbare an der Sache, und zeigt uns, daß in der Natur nicht Alles nach einerlei Gesetzen mechanisch geschieht, sondern daß der Schöpfer die Liebe und Arbeiten der Thiere je nach den Bedürfnissen derselben lenkt. In Cayenne nämlich haben die Bienen, nach dem Zeugniß der Inwohner, keinen Stachel, und müssen daher diese Vorsicht anwenden, wenn sie nicht für Räuber arbeiten wollen. In Europa schreckt der Stachel der Bienen die Diebe ab; in Amerika wohnen sie nur über dem Meere sicher, wo keine Diebe ihnen nahen können.

Henriette. Diese Eigenheit ist sehr interessant, und nie habe ich davon gehört.

Herr v. Dohlen (lächelnd). Nun ich hoffe, wenn wir künftigen Sommer einmal bei ihrem Papa zusprechen, werden Sie noch Manches von den Bienen hören, das Ihnen eben so wenig bekannt seyn dürfte.

Henriette. Sie thun mir sehr Unrecht, lieber Herr v. Dohlen, wenn Sie vielleicht glauben, daß ich mich für überweise halte. Ich freue mich vielmehr auf diesen Ausflug, und denke dabei Vieles von Ihnen zu lernen; bin Ihnen auch sehr dankbar für das viele Schöne, das ich heute hörte; denn nimmermehr hätte ich geglaubt, daß es bei den Insekten so Vieles und so Erstaunliches zu bemerken gibt. Vielmehr hielt ich, einige wenige ausgenommen, sie sammt und sonders für lästige Thiere und für sehr unnütze Schmarotzer in der Natur.

Herr v. Dohlen. Dieß, mein Fräulein, ist ein Irrthum, in den gar Viele gerathen, die niemals über die Weisheit Gottes in seinen Werken nachdenken.

Henriette. Man kann aber doch nicht läugnen, daß die meisten wirklich nur zu unserer Plage auf der Welt sind.

Herr v. Dohlen. Die wenigsten, wollten Sie vielleicht sagen. Ohne diese verachteten und lästigen Insekten wäre die Welt ein verpesteter Auf-

enthalt, eine unbewohnbare Wildniß. Bedenken Sie z. B. die zahllosen Trillionen dieser Thiere, die jedes Land der Erde beherbergt; die ungeheure Fruchtbarkeit derselben und die tausend und abermal tausend Arten, die in jedem Welttheil, in jeder Parzelle der Natur leben. Glauben Sie denn, die überall so weise und dabei so sparsame Natur habe ihre Anzahl umsonst so unendlich vermehrt, in ihrem Körper umsonst eine so große Menge unermüdlicher Muskeln angebracht; wenn sie uns nicht durch sie den wichtigsten Nutzen hätte gewähren wollen? Wahrlich, nicht vergeblich führte sie dieselben durch so viele merkwürdige Verwandlungen; nicht ohne große Weisheit legte sie in ihre kleinen Seelen mehr Künste, Triebe, Fähigkeiten, List und Vorsicht, als sie den größeren Thieren verlieh.

Carl. Sie setzen mich auf's Neue in Erstaunen. Unverkennbar liegt hier eine große Absicht der Natur zum Grunde; doch ich bekenne aufrichtig, daß ich sie nicht errathe.

Herr v. Dohlen. Wann weckt die Natur diese Thierchen zu ihrer Thätigkeit und sendet sie in unzähliger Menge aus?

Carl. Je nun, im Frühling und im Sommer.

Herr v. Dohlen. Also zur Zeit der Sonnenhitze, wo es überall Gewächse, überall faule Körper gibt. — Wir lieben gewöhnlich unter ihnen nur die Schmetterlinge, die Seidenraupe, die Biene,

und allenfalls einige bunte Käfer. Aber was würde aus uns, wenn die Natur nicht zahllose Insekten erschaffen hätte, um jeden verwesenden Körper aufzusuchen und mit unersättlicher Gier zu verzehren! — Diese Insekten lassen von einem Pferdekörper in kurzer Zeit nichts als das Beingerüste übrig, das dann bald zerfallen muß. Die Larven der sogenannten Speckkäfer fressen unaufhörlich; sie sammeln sich auf Thieren, die weit größer sind als sie; vereinigen sich zum Fraß, und verlassen das Nas des Frosches, der Eidechse, der Maus nicht früher, bevor nicht alle weichen Theile aufgezehrt sind und nur das Skelett zurückbleibt. Wie sehr würde unser Undank beschämt werden, wenn einmal die Natur den Vorhang aufrollen, und an einem heißen Sommertage uns alle Insekten zeigen wollte, die im Wasser und auf der Erde, bei Tag und bei Nacht, an thierischen Körpern und an den Pflanzen unaufhörlich beschäftigt sind! — Wie vieler Unrath, wie viele tausend Trümmer zerstörter Geschöpfe, die uns jeden Athemzug vergiften, jeden Blick in die Natur verekeln würden, werden ohne unser Wissen durch diese ämsigen Arbeiter, durch diese unermüdlichen Diener abermal in das große Vorrathshaus der Natur zurückgebracht und müssen lebenden Wesen wieder nützlich werden! Durch den Tod des einen nährt die weise Güte des Schöpfers wieder andere Geschöpfe, und diese müssen den übeln Folgen, die jene Leichname nach sich ziehen

Könnten, zurorkommen, damit nicht aus diesem Quell tödtende Ausdünstungen, Verderben und Pest auch über andere Gebieth des Naturstaates sich verbreiten.

Henriette. Hätte ich doch nimmermehr gedacht, daß wir den Insekten so viel verdanken!

Herr v. Dohlen. Glauben Sie aber dabei ja nicht, mein Fräulein, daß dieß die einzige Bestimmung der Insekten sei. Die Natur gebraucht sie auch, um die unendliche Vermehrung der Pflanzen einzuschränken und zwischen den Gattungen der Gewächse selbst das nothwendige Gleichgewicht zu erhalten. Sobald eine Pflanzenart sich über die Gebühr ausbreiten und andere ersticken will (und wie viele würden dieß in kurzer Zeit thun, wenn ihre Blätter nicht abgefressen, ihre Wurzeln nicht zernagt, ihre Blüthen und Knospen nicht zerstört würden!) ziehen Schwärme von Insekten dahin, finden daselbst ihre Nahrung und setzen der Ausbreitung dieser Pflanze Gränzen. Daher auch hat jede einzelne Pflanze mehr oder minder Insekten zu Bewohnern erhalten. Die gemeine Brennessel ist an der obersten Spitze, am Stängel, an den Blättern, an der Blüthe, an den Samentkörnern, überall, mit verschiedenen Insecten bevölkert. Wie erstaunlich würde diese Pflanze wuchern und andere verdrängen, wenn nicht die Weisheit des Schöpfers diese geschäftigen und immer hungrigen Thiere ihr aufgebürdet hätte!

Auf alle Pflanzen, zumal aber auf diejeni-

gen, die von minder unmittelbarem Nutzen für den Menschen und dennoch im Naturreich nothwendig sind, berief der Schöpfer viele Abendvögel, Nachtvögel, Holzpicker, Erdflöhe, Gallinsekten, Schlupfwespen und andere, und befahl ihnen, diesen Pflanzen Einhalt zu thun, damit nicht sie allein einen großen Strich auf dem Erdboden an sich reißen, und andern nützlicheren Platz und Nahrungssäfte entzögen. Ja selbst den Wasserpflanzen hat die Natur diese Schranken gezogen; sie werden von mehr als achtzig Arten von Insekten bewohnt, und sogar im Meere wendet die Natur diese Thierchen an; schafft Insekten auf Gewächsen und schreibt durch sie den Pflanzen Gesetze vor. Die Thiere reiben einander selbst durch Zähne, Hörner und Klauen auf, und erhalten dadurch das Gleichgewicht in ihrem Staate. Doch die Pflanzen, die eine Stufe niedriger stehen, können unter sich keinen Krieg anfangen; alle Verrichtungen in ihrem Innern zielen nur auf ihre Ausbreitung und Vermehrung. Diese kleinen Arbeiter jedoch, die nie satt werden und überall gleich streifenden Herren umherziehen, kämpfen gleichsam für die Gerechtsame jeder Pflanzenart, da sie die unnöthigen jeder Gattung zerstören, das Ubergewicht der größern verhindern, viele Knospen und Blüthen vernichten, andere aber an der Wurzel angreifen und verderben. —

Daß die Raupen besonders bei gutem Appetit

sind, bemerkte Frau v. Emmering, dieß haben die Obstbäume und der Kohl unsers Gartens in manchen Jahren auf sehr bittere Weise empfunden.

Herr v. Dohlen. Ein Zufall, gnädige Frau, kann kein Gesetz beeinträchtigen. Solche Verheerungen sind übrigens selten und niemals allgemein. Dazu auch gab der Schöpfer dem Menschen Verstand und Mittel an die Hand, um diesem Übel zu begegnen und verständige Gärtner helfen demselben auch wirklich ab. Über dieß Alles aber sorgt die gütige Natur sehr wirksam dafür, daß diese schädlichen Insekten nicht allzu sehr überhand nehmen. Wir sehen oft im Sommer Feldwanzen in großer Anzahl und halten sie für unnütz; doch sind es gerade sie, die auf Raupen und viele Käfer Jagd machen, welche sonst uns und dem Wachstume der Bäume schädlich würden. Eben so müssen auch die Wespen eine Menge kleinerer Insecten aufreiben, die sich an den Spargel und an andere Küchengewächse ansetzen.

Ja, noch mehr. Wenn man die Eierlagen der Ringelraupe an den Zweigen der Bäume und an den jungen Krautstielen genau untersucht, so findet man, daß oft nicht die Hälfte daraus hervorkommt. Statt dieser schädlichen Raupen wachsen gar oft nützliche Raupentödter darin auf. Denn das Weibchen dieses kleinen Insektes bohrt mit ihrem feinen Stachel ein Loch in jene Eier und legt darin ihre eigene Brut nieder. Ich will jetzt Nichts von den Vögeln

sprechen, die den Raupen schaaarenweise nachstellen; sie haben auch noch andere Feinde. Wir sind durch kein Mittel im Stande, den Weim, in welchem die Eier der Ringelraupen hängen, aufzulösen, oder zu zerstören; aber die Schmetterlinge bringen mit ihren scharfen Werkzeugen überall ein, und zerstören oft die junge Brut, noch ehe sie da ist. Überall also rechtfertigt sich die Natur, wo man sie beschuldigen will.

Ich möchte wohl noch Eines erinnern, sprach Carl. Da die Vermehrung dieser Insekten so ungemain groß ist, weil nicht wenige derselben einige hundert Eier legen; so könnten sie wohl einmal, wenigstens hier und da, so sehr überhand nehmen, daß wir selbst unsers Lebens nicht sicher vor ihnen wären. Auch habe ich wohl öfter schon gelesen, daß Züge von Ameisen und Heuschrecken wirklich ganze Gegenden verheerten und die Einwohner selbst sich kaum, oder nur mit großer Noth und Mühe, retten konnten.

Herr v. Dohlen. Freilich sind diese Thierchen, so klein und ohnmächtig sie auch an sich sind, dennoch eine gewaltige Zuchtruche in der Hand des Allmächtigen. Indessen gehören diese Fälle dennoch zu den seltenen. Gewöhnlich sind sie in der Ordnung der Natur selbst wieder manchen Unfällen unterworfen, wodurch sie bedeutend vermindert werden. In jeder Epoche ihres Daseyns leiden sie von den Elementen, zumal vom Winter; und überdieß stel-

ten die Vögel, die Schlangen, auch größere Thiere und selbst Menschen ihnen nach. Ja sogar unter ihnen selbst verfolgt manche Gattung die andere, wie wir vorhinsahen, und verhindert dadurch die Überhandnahme derselben, die uns schädlich werden könnte.

Senegal würde von den Zugheuschrecken weit schrecklichere Verwüstungen leiden müssen, wenn das Chamäleon und die großen Schlangen sie nicht in Menge verzehrten. Selbst die Neger in Afrika erkannten diese weiße Anstalt der Natur; sie sehen die Riesenschlange nicht als eine Pest oder als ein Unglück in ihrem Lande an; sie schonen ihrer und suchen sie auf alle Weise zu erhalten, da sie überzeugt sind, daß diese großen Schlangen das Land weit besser von Heuschrecken, Kröten und Eidechsen reinigen, als sie selbst es thun könnten. Nimmt aber gleichwohl eine Gattung Insekten so sehr überhand, oder droht irgend eine Legion dieser hungrigen Fresser ein Gebiet der Erde zu überschwemmen und zu verwüsten, so sendet der Herr gewöhnlich seine Winde oder eine starke Kälte aus, und diese Legionen drohen nicht mehr; sie verschwinden, der Tod überreilt sie, und die Natur streicht sie aus ihrem Buche, bevor sie gefährlich wurden.

Wahrhaftig, Herr v. Dohlen, sprach Henriette wenn man Sie anhört, möchte man glauben, die Weisheit und Allmacht des Schöpfers habe sich nirgend so anschaulich, als in der Insektenwelt, gezeigt.

Mein Fräulein, schloß Hr. v. Dohlen, in allen seinen Werken ist Gott so unaussprechlich groß und wunderbar, daß der aufmerksame Beobachter jedes derselben für das vollkommenste hält; denn alle sind mit dem Siegel der göttlichen Weisheit geprägt. Er wacht über den Wurm wie über den Engel. Er verleiht der Sonne ihren Glanz, der Luft ihre Federkraft, dem Meere sein Salz, den Pflanzen ihr Wachsthum, den Thieren ihre Triebe und Nahrung, und dem edlen Menschengeste seine Fähigkeiten. Mit unparteiischer Liebe sorgt Er für alle Wesen seiner unermesslichen Schöpfung zugleich und beherrscht sie in unendlicher Ruhe, mit beständiger Wirksamkeit, mit göttlicher Majestät. »Alle Dinge hat Er gut gemacht. Ihm sei Lob und Dankagung von allen seinen Geschöpfen nun und ewiglich.«

Der Frohnleichnamstag.

(Eine Erzählung.)

1.

Rosiges Morgengewölk umgaukelte die Maiensonne, die in festlicher Pracht am azurnen Bogen emporflamnte, den hohen Frohnleichnamstag zu bestrahlen. Harmonisch klingt das tausendstimmige Gewirbel besiedelter Waldsänger und der volltönende Schlag junger Nachtigallen in die jubilirende Feldmusik des bürgerlichen Militärcorps, die durch die reinlich gekehrten Straßen der herrschaftlichen Stadt zieht und die trägen Schlummerer zum heiligen Feste weckt. Einzelne Fenster fliegen auf; freundliche Gesichter begrüßen den Tag; frohes, festliches Gefühl ergießt sich gleich himmlischem Maitheu in die kindlich frommen Herzen, die dem liebevollsten aller Feste mit freudiger Sehnsucht entgegen schlagen. Schon regen sich geschäftige Hände, um die Häuser rings mit Maien zu spaliren; Wägen erscheinen, mit jungem Grase beladen, um die Gassen zu übergrünen und bald gewinnt die kleine Stadt das Ansehen eines anmuthigen Lustwaldes. Da ertönt die große Feierglocke, das ewige Wort anbethend zu begrüßen, das da Fleisch ward und in Brotesgestalt

unter uns wohnt; und bald sehen wir einzelne, wandelnde Gruppen, deren Anzahl sich immer vermehrt, in Feiertagsgewanden, der, von der Morgensonne vergoldeten Kirche zueilen, wo dem Allerhöchsten das heilige Frühopfer dargebracht wird.

2.

Wem es gefällig ist, die weit geöffnete und blumig geschmückte Tempelhalle mit uns zu besuchen, der wird daselbst gute Bekannte antreffen, die ihm einen freundlichen Morgenruß zuwinken und gewiß willig Platz machen. Ganz voran sehen wir einen geistlichen Herrn, den, aus der Schule der Armut und uns wohlbekannten Herrn Cooperator, den wir nun als Stadtpfarrer begrüßen, wozu er seit Kurzem ernannt ward, und der, in einem kostbaren Ornate an den Altar tretend, in stiller Andacht vom Introitus bis zum Evangelium oder der freudigen Botschaft, die Vorfeier der heiligen Messe vollbringt. Hierauf wendet er sich zur versammelten, frommen Gemeinde und liest die hochehrwürdigen Worte des Herrn in deutscher Muttersprache: »Mein Fleisch ist wahrhaftig eine Speise und Mein Blut wahrhaftig ein Trank; wer Mein Fleisch isst und Mein Blut trinkt, der bleibt in Mir und Ich in ihm. Dieß ist das Brot, das vom Himmel gestiegen ist. Wer dieses Brot isst, der wird leben in Ewigkeit.« Wegen der bevorstehenden großen Feierlichkeit beschränkt er sich für dießmahl auf wenig Worte,

schildert aber darin kraftvoll die unbegrenzte Liebe
 unseres gebenedeiten Gottes und Herrn, der uns
 nicht als Waisen verließ, sondern bis ans Ende der
 Zeiten, und zwar nicht unter drohenden Blicken und
 im furchtbaren Glanze Seiner ewigen Majestät, son-
 dern unter den einfachen und freundlichen Gestalten
 des Brotes in unsrer Mitte wohnt und uns liebevoll
 einladet, bei Ihm auszuruhen von den Mühsalen
 und Arbeiten dieses Lebens, und an Seinem himm-
 lischen Gastmahl uns zu erquicken, wozu Er alle
 Kranken, Armen, Lahmen und Blinden beruft; da
 Er dieses Sacrament Seiner Liebe nicht für die
 reinen Engel des Lichtes, sondern für uns gebrechli-
 che und sündige Menschen einsetzte, und daß wir dadurch
 gestärkt, auf dem Wege nach dem Vaterlande nicht
 erliegen, sondern das himmlische Jerusalem errei-
 chen, um Ihn ohne den Schleier des Sacramentes
 in Seiner Glorie zu schauen und ewiglich Seiner
 Gesellschaft uns zu freuen. Von diesem göttlichen
 Gastmahl, fährt er fort, schließt unser gebenedeiter
 Heiland keinen aus, der sich selbst des ewigen Le-
 bens nicht unwerth hält; auch verwies Er von je-
 nem großen Gastmahl, wozu Er die Armen und
 Elenden von allen Gassen hatte aufjammeln lassen,
 nur einen Einzigen in die äußerste Finsterniß, weil
 er sich erfrecht hatte, ohne hochzeitliches Gewand
 einzutreten: da doch der gütigste Herr immerdar be-
 reit ist, dieß Gewand des reinen Gewissens durch

Seine Diener, die Priester. Jedem zu spenden, der
solches verlangt und in reumüthigem Bekenntnisse
seiner Schuld dem Sacramente der Versöhnung naht.
Danken wir also, schließt er, unserem göttlichen Erlö-
ser für diese große und göttliche Liebe und stimmen
wir festlich in den Jubelgesang der heiligen Kirche:

Deinen Heiland, Sion! preise,
Der als Führer, Hirt und Speise,
Dich auf wundervolle Weise
Mit so süßem Trost erfreut.

Lobt ihn hoch in frohem Bunde;
Wohllaut soll von jedem Munde
Jubel aus der Herzen Grunde
Ihm zum Preis erschallen heut.

Hymnen töne jede Leier,
An dem Tage Seiner Feier
Unserm Gott, der in den Schleier
Reinen Brotes sich verhüllt.

Engelbrot ward uns gegeben.
Die wir pilgernd nach ihm streben;
Treuen Kindern gibt es Leben,
Das die fromme Sehnsucht stillt.

3.

Viele seiner Zuhörerinnen und auch nicht we-
nige seiner Zuhörer haben bereits am Vorabende
dieß hochzeitliche Gewand eines reinen Gewissens be-
reitet, und erscheinen mit rührender Andacht bei dem
Gastmale der Liebe, dessen göttliche Einsetzung heute

begangen wird. Gleich einem stillen Engel erscheint vor allen in einem züchtigen Morgenkleide eine weibliche Gestalt, die wir bereits dem Namen nach kennen. Es ist dieß Fräulein Agnes, die Tochter des Gutsherrn. Neben ihr am heiligen Tische kniet in Rittmeisters-Uniform der junge Graf Hohenforst, ihr Bräutigam; und bald auch sehen wir dabei Frau Marthe und Margareth mit ihrer Tochter Regine, welche letztere ganz von frommer Weihe glüht und kaum noch eine Spur jener Schwermuth verräth, die seit einiger Zeit ihr Gesicht angeflogen hat. Doch vergeblich suchen unsere Blicke den jungen Baumeister Christian in diesem heiligen Verein; dieser hält sich, Baugeschäfte wegen, in dem unsernen Marktstücken auf, wohin er mit dem Forstmeister der Herrschaft, bei dem er seit einiger Zeit oft genug einspricht, abgereist ist. Ob aber auch dem Leibe nach abwesend, ist er dennoch aufs Innigste mit seinen Lieben vereint, da er es auch dort nicht unterläßt, an dem nähmlichen Brote des Lebens Theil zu nehmen, das die Christgläubigen aller Jahrhunderte mit dem Bande Einer Liebe umschlingt und zu Einem Leibe vereint.

4.

Draußen ist's sehr lebendig geworden. Munter wird an den Gerüsten zu den Altären gearbeitet; bald prangen diese selbst im schönsten Schmucke und manches kostbare Gemälde, das der Kenner in der

Kleinen Stadt nicht gesucht hätte, blinkt aus freund-
 lichen Blumengewinden hervor; die Kirche wird all-
 mählig leer, und unter den Linden des Kirchhofes
 sehen wir nach mäßiger Zeitfrist unser bekanntes
 weibliches Kleeblatt, das sich gegenseitig und zwar
 Anfangs ziemlich schweigsam, anseht. Es ist der wah-
 ren Andacht eigen, zumahl nach der Vereinigung mit
 Jesu im göttlichen Liebes sacramente, daß sie sich
 nicht sogleich in Worte ergießen kann. Ob aber nicht
 noch eine andere Ursache dieses Stillschweigens ob-
 waltet? — Weinake möchten wir das glauben;
 scheint gleich zwischen den Frauen Marthe und Mar-
 gareth sammt Tochter alle Spannung gänzlich aus-
 geglichen, die noch vor Kurzem geherrscht, und ge-
 droht hat, festen Fuß zu gewinnen, da es einer Sache
 gilt, die, jenachdem sie ausfällt, allen eine erfreu-
 liche Zukunft eröffnet, oder, wie es scheinen will,
 auf immer verschließt. Allein nicht mit einer Silbe
 ist nun davon die Rede; erstens und vorzüglich,
 weil das Band der heiligen Liebe sie aufs Neue ge-
 meinsam umschlungen hält; dann auch, weil Frau
 Margareth sich die klügere bedünkt und noch ab-
 wartet, wo das hinaus will; Regine, weil jung-
 fräuliche Sittsamkeit ihr zu schweigen befiehlt; Frau
 Marthe aber, der, wiewohl sie am besten weiß, was
 an der Sache ist, nicht ganz wohl dabei zu Muthe
 scheint, und die vor der Hand nicht sprechen darf, da sie
 das Geheimniß versprochen hat. Es besteht also das

Dreigespräch auf dem Kirchhofe in sehr wenig Worten; als: Frau Margareth, bethet auch für mich bei der Prozession, da ich ihr nicht beiwohnen kann; und du, Regine, mach, daß du bald nachkommst; worauf Regine antwortet: Ich komme gleich; Frau Margareth aber: Ihr werdet heute im Edelhofe volllauf zu thun haben, denn es sind erstaunlich viele fremde Gäste da. Ja wohl, schließt Marthe, das hohe Brautpaar wird Nachmittag eingesegnet. Mache kein so trauriges Gesicht, liebe Regine, setzt sie lächelnd hinzu; noch ist ja nicht aller Tage Abend gekommen.

5.

Blick und Wort sind Reginen ins Herz gedrungen; und waren sie auch räthselhaft, so waren sie doch mütterlich, wenigstens theilnehmend. Sie sinnt lange schweigend über den Inhalt nach und schreitet neben der Mutter durch die wiesengrünen, mit Blumenblättern bestreuten Gassen, dem kleinen Hause zu. Ein Gewoge von Zweifeln und Hoffnungen spielt sich durch ihre feierliche Stimmung hindurch, und da es ihr, trotz aller redlichen Bemühung, nicht möglich wird, den Sturm ganz zu beschweigen, der aufs Neue entsteht, bemüht sie sich, wenigstens das Schifflein ihres Herzens vor Schiffbruch zu hüten und durch Nacht und Wogen, so gut sie es vermag, hindurch zu rudern. Plötzlich standen sie vor einem der Altäre. Regine, ruft Frau Margareth, sieh doch einmahl

das schöne Bild unserer lieben Frau! Regine erwacht bei den Worten wie aus einem leisen Traum, eine leichte Röthe überfliegt ihre Wangen, denn der wirklich prächtige Altar stand genau an der Stelle, wo Christian vor wenig Tagen mit dem Ferstmeister und dessen schönem Töchterlein vorübergefahren, das neben ihm saß und in ein sehr vertrauliches Gespräch mit ihm vertieft war. Behütig erhebt Regine den Blick zur himmlischen Königin, die aus ihrem Rahmen gleichsam in mütterlicher Zarthergigkeit sie ansieht und sie tröstend mit den Worten zu begrüßen scheint, die um das Bild geschrieben stehen: *Salve Regina!*

6.

Im Garten des Edelhofes, wohin Frau Marthe sich begeben hat, wimmelt es heute von vornehmen Fremden; zum Theil von solchen, die zur Vermählungsfeier des Fräuleins eingeladen waren, zum Theil aber von benachbarten Edelleuten, die das hohe Frohnleichnamsfest herbeigeführt hat, und die jederzeit, zumal heute, willkommen sind. Mitten auf dem Blumenparterre aber steht Fräulein Agnes, gleich einer Blumenkönigin, von einer Schaar geschäftiger Ministrantenknaben umgeben, die ganze Rosenstöcke abgeflückt, die Blumen entblättert haben, und nun beschäftigt sind, die Körbe zu füllen, um die Wege zu bestreuen, über welche der Herr des Himmels wandeln soll. Trotz des feierlichen Ernstes, der sich heute recht sehr nachdenklich auf des

Gräuleins Stirn gelagert hat, entläßt sie die Kinder mit ungemeiner Holdseligkeit, beschenkt jedes aus ihnen und ermahnt sie, ja recht aufmerksam beim heiligen Dienste zu seyn. Hierauf verfügt sie sich zu ihrem blühenden Pflegling, einem jungen Rosenstocke, dessen sie dieses und das verklossene Jahr sorglich gewartet hat, und der heute ihr mit seinen Erstlingsrosen lohnt; und lange steht sie in Gedanken vertieft und gleichsam festgewurzelt wie er selbst. Vielleicht denkt sie bräutlich über dieß blumige Leben nach, das nicht ohne Dornen blüht und so bald dahin welkt. Doch der Ernst ihrer Stirn ist durch sinnige Andacht gemildert; sie selbst aber scheint über diesem Leben zu stehen.

7.

Allein während die freundliche Braut in stille Betrachtung versenkt ist, wird sie selbst still betrachtet; denn ganz nahe hinter einem der Rosengebüsch steht Jemand, der sie gern belauschen möchte, da jedes ihrer heimlichen Worte ihm wichtig ist, und den wir in diesem kurzen Betrachtungsmomente selbst ein wenig betrachten wollen. Es ist, wie wir leicht errathen können, der Rittmeister, der nichts weniger als ein Frömmeler, vielmehr ein abgesagter Feind aller Frömmerei ist; der aber unter einer, oft sehr raschen und martialischen Außenseite, ein tiefes, frommes und zartes Gemüth verbirgt, das für alles wahrhafte Religiöse nicht nur selbst Ehrfurcht hegt, sondern

auch Andern, wenn gleich nicht mit Worten, — denn er fühlt keinen Beruf zum Prediger, — sondern durch sein Beispiel und seinen untadelhaften und dabei ganz fröhlichen Wandel, Achtung einflößt, und der selbst sehr geachtet ist, weil er, bei einem reinen Gewissen in der Brust, wuthig wie ein Löwe vor dem Feinde gefochten hat, und eigentlich seiner Tapferkeit die Stelle verdankt, die er bei so jungen Jahren bereits im Regimente bekleidet. Ein leichtes Geräusch verräth ihn dem Fräulein, und froh überrascht begrüßt sie ihn und läßt ihn die Bestimmung dieser Erstlingsblumen errathen. Er räth lange vergeblich. Sie sollen das Fest verherrlichen helfen, sprach sie endlich; es ist ihnen die höchste Blumenehre zugebracht, nämlich an der Monstranz zu prangen und zwar sollen Sie selbst mir den Kranz winden helfen. Der Graf spricht hoch verwundert und gerührt: Der Himmel hat mich sehr lieb, daß er mir einen solchen Engel zur Gattinn beschert. Ja, meine Vielgeliebte! wir wollen diesen Ring gemeinschaftlich binden und er sei das Symbol unserer unauflöselichen Einheit in Ihm, von Dem aller Segen kommt. Amen, schließt das Fräulein, schneidet die Blumen ab, legt sie in ihr zierliches Körbchen und wandelt, Hand in Hand mit ihrem Bräutigam, in den Gesellschaftssaal.

8.

Langsamem Schrittes, und abermal, wie es

scheint, unfriedsamen Gemüthes, kommt Regine, einen stattlichen Hängekorb am Arm, den Weg gegen den Edelfhof gegangen, wo sie seit einiger Zeit wie zu Hause ist. Eine nachbarliche Jugendgefährtin, die sich ihr zur Hilfe aufgedrängt, hat den zweiten Korb ihr abgenommen und begleitet sie dahin. Regine schweigt und kämpft fort und fort mit sich selbst; es tritt ihr eine Thräne ins Auge. Aber sie nimmt sich zusammen, und es kommt kein Wort des Unmuthes über ihre Lippen. Es scheint jedoch ihrer Begleiterinn dieser Unmuth kundiger als Regine wohl vermuthen mag und die leidige Trösterinn beginnt nicht ohne einige Schadenfreude: Arme Regine, ich glaube, du weinst. Was bewegt dein Herz so sehr? Ist etwa dein Christian krank? — Ach nein! — Oder trauerst du, daß deine gnädige Freundin Agnes nun bald fortzieht von hier? — Nein! — Oder fällt es dir hart, daß der Herr Baumeister, wie er jetzt heißt, so oft abwesend ist? — Wie du auch so fragen magst! — Nun was denn? Daß er so oft bei dem Herrn Forstmeister zuspricht? — Laß mich zufrieden! — Daß er mit der schönen Forstmeisterstochter gern italienisch spricht? — Ich weiß es nicht! — Daß er einige Male mit ihr und ihrem Vater ausgefahren ist? — Quäle mich nicht so mit deinen Fragen! — Daß er dir untreu geworden ist? — Ich bitte dich, höre einmal auf! — Ja, ja, so sind die Männer. Der

Heuchler! Weißt du schon, daß sie ein Brautpaar sind? — Was! Woher weißt du das? — Die ganze Stadt sagt's. — Das ist gewiß nicht wahr! — Warum weinst du denn, wenn's nicht wahr ist? Ich an deiner Stelle, würde gewiß keine Thräne vergießen; es ist schlecht von ihm, daß er dich sitzen läßt und sich an die Forstmeisterstochter macht; denn sprichst du auch nicht wälsch, so bist du doch so hübsch als sie; aber freilich, der Herr Forstmeister hat viel Geld, und sie ist seine einzige Tochter. Alle Leute halten sich über ihn auf. — Die Leute! Was wissen die Leute? — So, meinst du, wir wüßten nicht, wie sie an dir vorbeigefahren sind, und wie er mit Fingern auf dich gedeutet, und wie sie dich höhnisch ausgelacht hat? — Das ist nicht wahr! — Schmerzen muß es dich freilich, daß man's weiß; denn die Leute haben's gesehen. Nun hast du dich umsonst so lange mit der alten Marthe geplagt! — Regine hat Mühe, sich des heftigsten Zorns zu erwehren, und sieht die leidige Schwägerinn mit einem Blick an, der nahe an Verachtung gränzt. Sie waren im Edelhofe angekommen. »Wische dir doch die Augen ab, schließt die Schadenfrohe, man sieht es dir an, daß du geweint hast.«

9.

Sollen wir uns über Christian, über seinen Biographen, oder über Beide ärgern? — Letzterer bittet wenigstens für sich um Entschuldigung; denn

es ist ihm nicht erinnerlich, daß Christian irgend ausdrücklich sein Wort gegeben hätte, die (wie aus der Schule der Armuth bekannt, christlich-liebreiche, um seine Mutter hoch verdiente, und wie aus obigem Gespräche sich ergibt, auch ziemlich starkmüthige Regine zu heirathen; vielmehr hörten wir, daß es noch in weitem Felde stände, ob Regine je Christians Braut würde. Und waltet auch desfalls eine Art stillen Einverständnisses zwischen beiden Müttern und der Tochter, das dem Baumeister nicht unbekannt ist, und das vielleicht er selbst ganz in der Ordnung findet, so kam dieß dennoch ihn nicht zu einer Verbindung auf sein ganzes Leben verpflichten. Freilich ist er, und er weiß es gar wohl, der Schlüsselstein beider Familien, mit dessen Abfall vielleicht das Ganze zerfällt; was würde aber dieß anders beweisen, als daß die Gestalt dieser Welt vorüber geht; daß unter der Sonne nichts beständig ist und Niemand auf einen gebrechlichen Menschen bauen soll? welchen Sätzen wir weit entfernt sind, widersprechen zu wollen; wiewohl Christian, als ein christlicher Baumeister nicht sowohl zu zerstören als vielmehr zu erbauen sucht, und bis jetzt immer bedacht war, das Gebäude dieser christlichen und treuen Freundschaft zusammen zu halten; denn er stützt dasselbe dankbar und treu nach seinen Kräften und gewiß auf die zarteste Weise; und mit seiner Erscheinung war, wie Frau Marthe richtig vorhergesagt hatte, Allen geholfen wor-

den. Diese treue Dankbarkeit ist wahrlich alles, was man billiger Weise von ihm fordern kann; Dankbarkeit aber hat gewisse Gränzen; eine eheliche Verbindung dagegen hat keine andern Gränzen als das Leben selbst; und hat er keine andern Gründe zu einer solchen Verbindung als Dankbarkeit, so würden wir ihm selbst wohlmeinend davon abrathen. Wollte man dann den Stab über uns Beide brechen, so wäre es uns zwar herzlich leid, wir müßten es uns aber gefallen lassen, da dem Sprichworte gemäß, der erste Verdruß uns lieber wäre als der letzte; wiewohl wir anderer Seits auch weit entfernt sind, unsern Christian entschuldigen zu wollen, wenn er sich bloß darum um die schöne Forstmeisterstochter bewirbt, weil er durch diese Verbindung die Hoffnung hegt, seine weit ausgreifenden Unternehmungen in der Baukunst, die er leidenschaftlich zu lieben scheint, ausführen zu können; und spräche auch seine Un- erfahrenheit und Unkenntniß des weiblichen Geschlechtes und die anziehende Bildung dieser Tochter noch so sehr für ihn. Doch indeß wir hier die Zeit mit Entschuldigungen für unsern Christian hinbringen, der sich am Ende gewiß, und zwar hoffentlich zu unserer Zufriedenheit rechtfertigen wird, da er nie ein wichtiges Geschäft beginnt, ohne zuvor den Geist des Rathes und der Weisheit anzurufen, erschallt bereits das erste Zeichen zum Hochamte, und schon

stehen die feierlich geschmückten Altäre zum Empfang ihres ewigen Herrschers bereit.

10.

Stumm wartet Regine mit den beiden Körben im Vorzimmer. Die Edelfrau hat Besuch und überdies so mancherlei Anstalten für den Tag zu treffen, daß die ängstlich Harrende noch nicht eintreten kann; links im Cabinet ist das Fräulein noch mit ihrem festlichen Anzuge beschäftigt und hat so viel zu Kräuseln, zu heften, zu nadeln und zu schmücken, daß auch ihre Ansprache vor der Hand nicht möglich wird; Frau Marthe aber ist bald hier, bald dort im Hause; hat auch nicht Zeit, sich in ein Gespräch einzulassen: es bleibt daher der schwer im Innern kämpfenden und wie auf Nadeln stehenden Regine nichts übrig, als indessen wider Willen über das peinigende Gerede der schadenfrohen Schwägerinn nachzudenken, das sie leider nicht zum ersten Mahle gehört hat. Und Niemand soll ihre etwas misanthropische Stimmung mißdeuten; denn sie will sich mit Gewalt Ruhe erkämpfen, da der Unfriede zu nichts Gutem führt; auch bedenkt sie weislich, daß Christian ihr ja nie ein ausdrückliches Versprechen gegeben und so viel für sie und ihre Mutter gethan hat und noch thut; dabei auch so unbefangen und freundlich ist, daß Groll gegen ihn Sünde wäre; ist er gleich glatt wie ein Mal, sobald von den Forstmeisterschen die Rede ist; denn immer weicht er

auch der entferntesten Frage aus; und kann er, dies nicht, so lächelt er wohl gar und spricht von den nicht geringen Vorzügen dieser Jungfrau. Endlich geht zum großen Troste der Betrübten die linke Flügelthür auf, und Fräulein Agnes tritt in einem seidenen Gewande prachtvoll gekleidet aus ihren Zimmern, und erblickt kaum das traurige Gesicht, als sie sogleich fröhlich lächelnd auf sie zueilt und trotz ihres herrschaftlichen Anstandes sie recht treuherzig umarmt; wobei Regine, ob auch über diese gütige Herablassung innig gerührt, sich dennoch denkt: Du hast leicht fröhlich sein!

11.

Die Glocke gibt das zweite Zeichen zum Hochamte. Gnädiges Fräulein, spricht Regine mit bittemdem Blicke, und zeigt dabei auf die beiden Hängekörbe, hier ist der letzte Rest des Weiszeuges; ich bitte gehorsamst, solches zu überzählen; denn Sie hören es, es ist bald Zeit zur Prozession; ich bin erst spät gegen Mitternacht fertig geworden. — Damit hat es gute Wege, antwortet das Fräulein; aber sag mir Regine, was bist du so trübsinnig? Willst du allein trauern an meinem Ehrentag? — O gnädiges Fräulein, es nimmt gewiß Niemand so herzlich Antheil an Ihrem Glücke als ich und ich habe auch heute von Herzen für Sie gebetet. — Ich danke dir, liebe, gute Regine; denn wahrhaftig ich bedarf, heute zumahl, des Gebethes guter Seelen;

aber du solltest heute recht froh auf meiner Hochzeit sein. — Ach, mein gnädiges Fräulein, ich will mich lieber im Herzen freuen, und den heiligen Tag so viel möglich in der Kirche zubringen. — Das kannst du dennoch thun und Eins schließt das Andere nicht aus; denn Alles hat seine Zeit, spricht der weise Salomon; es ist eine Zeit zur Trauer und eine Zeit zur Freude, und darum sollst du nicht traurig sein. — Ohne hierauf zu antworten, will Regine dem Fräulein die Hand küssen und sich entfernen, Agnes aber spricht: Du darfst nicht fortgehen, Regine; die Mama will dich sprechen, und hat dir Wichtiges zu sagen; bei welchen Worten sie in das Gesellschaftszimmer eintritt und lächelnd spricht. Was giltst, Regine, ich sehe dich heute noch lachen? — Lachen? — Möglich! schließt Regine.

12.

Die junge Dame hatte sich entfernt. Gut, daß du kommst, spricht die Edelfrau; laß sehen, was du gebracht hast. Regine packt das sehr schön und fleißig genähte Weißzeug aus und blickt mit etwas wohlgefälligem Bewußtsein auf die gnädige Frau, verdiente Lobsprüche von der Kennerinn erwartend. Die Dame aber lobt nicht, sondern spricht: die Wäsche bedünkt mich doch nicht fein genug für meine Tochter; was soll ich nun mit dem Plunder? Regine versichert betroffen, sie habe sich alle erdenkliche Mühe gegeben. Das mag sein, spricht jene ziemlich

gleichgültig; aber ich hatte sie mir feiner vorgestellt. Willst du sie statt des Macherlohnes behalten? — Euer Gnaden scherzen wohl! Nein, es ist mein vollkommner Ernst. — Was sollte ich armes Mädchen mit so feiner Wäsche! — Nun, du wirst ja nicht immer ein Mädchen bleiben; und eine Ausstaffirung brauchst du ja doch einmal. — O damit hat es noch Zeit, gnädige Frau! — Je nun, wie du meinst. Das sämmtliche Glockengeläute rief zum letzten Mahl zum Hochamte, und Regine bittet sehr dringend, sie zu entlassen; die Dame aber hält sie zurück und spricht; Regine, du kannst jetzt nicht fortgehen; du siehst, wie viele Leute da sind, und noch sind nicht alle Gäste gekommen. Ich bedarf deiner heute, und habe deiner Mutter bereits das Nöthige sagen lassen. Es ist viel zu thun; denn außer den Anstolten für die Tafel, muß auch noch manches Andere hergerichtet werden, denn es werden Nachmittags zwei Brautpaare in der Schloßkapelle eingesegnet. — Regine erblaßt und fragt zitternd: Wer denn noch? — das wirst du schon sehen, spricht die Dame; — aber du siehst ja heute ganz übel aus; ich glaube das kommt von deinem Anzuge her. Weißt du was; ich denke, du kleidest dich geschwinde um, denn so kannst du unter all den Gästen doch nicht bleiben. Im Zimmer meiner Tochter liegt ein Anzug, der dir genau passen wird; denn das Kleid ist ihr etwas zu enge. — Regine sträubt sich in sehr unterthäniger

Verlegenheit: die Dame aber klingelt und spricht zu dem eintretenden Mädchen: führe Regine in das Zimmer meiner Tochter, richte ihr die Haare und hilf ihr das weiße Atlastkleid anziehen, sie soll mit mir hinabgehen, die Prozession am Altar vor dem Edelhofe zu empfangen.

13.

Die Edelfrau sah ihr mit einem schelmischen Lächeln im Blicke nach, worin eine sonderbare Freude herrschte, die wir, wenn anders der Ausdruck erlaubt wäre, Schadenfreude nennen möchten. Man sah es ihr deutlich an, daß sie einen wichtigen, geheimen Plan mit Regine vor hatte, um den nur die Hauptpersonen wußten, denn daß sie es mit der herzlich guten Regine herzlich gut meinte, ersehen wir aus Allem, was bis jetzt vorging. Aber sie war eine Dame, und hatte als solche ihre Eigenheiten; zumal aber neckte sie gern, und ging hierin zuweilen bis ins Peinliche. Hatte sie aber die Geängsteten durch Wasser- und Feuerproben hindurch geführt, dann belohnte sie gewöhnlich durch Überraschungen, die Alles vollauf vergüteten, und hatte dann ihre herzinnige Freude über das Erstaunen und den Jubel der Herzen, denen sie, dem Anscheine nach so großes Herzeleid angethan hatte. Hierüber wußte zumal der Herr Stadtpfarrer Vieles zu erzählen, der sie, wiewohl beinahe immer vergeblich von Plänen dieser Art abgemahnt hatte; weil er hinterher manche

Wunde zu heilen bekam, die sie in ihrem genialen Muth-
willen den Herzen Solcher geschlagen hatte, die ih-
ren Scherz nicht verstanden. Da nun dieß von ihr
ziemlich bekannt ist, ist unsre Neugier nicht wenig
gespannt, ob sie etwa Ähnliches mit Reginen im
Schilde führt; und welchen Ausgang die Sache am
Ende nehmen wird.

14.

Das Hochamt war zu Ende; der Donner des
Geschüßes verkündete den Anfang der feierlichen Pro-
zession und bald darauf das Ende des ersten Segens.
Zimmer näher und näher ertönt der Klang silberner
Glöcklein, und schon erscheint das erste Paar rother
Kreuzesfahnen, dem die reinlich gekleideten Schulkin-
der Paar und Paar folgen, und Schaaren von Jüng-
lingen und weiß gekleideten Jungfrauen schließen sich
an diese an, worauf die übrigen Männer und Frauen,
laut und andächtig bethend, folgen und den lieblichen
Triumphzug des HErrn feiern, der Seinem Volke
Sein heiliges Gesetz verkündigen läßt und mit Sei-
nem Segen es begnadet. Und es ertönt das Lied:

Die Glocken erschallen!
Aus heiligen Hallen
Geht Jesus hervor
Und spendet uns Segen;
Der blumigste Flor
Weht heut Ihm entgegen.

Singt himmlische Geister,
 Dem göttlichen Meister
 In Brotesgestalt,
 Dem König im Schleier
 Der unter uns wallt,
 Gesänge der Feier!

O König der Ehren,
 Wie himmlische Lehren
 Verkündet Dein Mund:
 Gib Segen den Deinen
 Und laß uns im Bund
 Auf ewig Dir einen.

14.

Schon ist die Prozeßion dem zweiten Altare nahe, der heute in höherer Pracht als je vor dem Edelhofe aufgerichtet ist; das feierliche Geläute aller Glocken und die Pracht des heiligen Dienstes wirkt mächtig auf alle Gemüther, und herzlich steht das ganze Haus heute besonders um den göttlichen Segen. Unter einem ganz neuen, von dem Gutsherrn gespendeten Thronhimmel erscheint der König der Glorie, umduftet von dem Geruch der Blumen, die die Knaben in Engelgewanden vor Ihm ausstreuen, und von den Weihrauchwolken der Leviten, die ihn in tiefer Andacht begleiten. Hinter ihm erscheint der Gutsherr, dann das Brautpaar und die übrigen vornehmen Gäste, und alle lassen auf die, mit rothem Damast behängten Bethschämel sich auf die Knie nieder. Auf einem derselben hatte bereits die Haus-

frau selbst mit einigen der Damen und — Reginen sich niedergekniet; letztere aber, von der heiliglieblichen Feierlichkeit, die sie noch nie so nahe gesehen, bis ins Innerste gerührt, und von all' den blitzesschnellen Verwandlungen, die mit ihrem Außerlichen vorgegangen waren, betäubt, weiß nicht, ob sie im Himmel oder auf Erden ist, und hält, gleichsam bewußtlos, die Augen zu Boden gesenkt, indeß viele ihrer Bekannten, worunter auch jene Schwägerinn, die sie heute in den Edelhof begleitet hat, und die ihr Geschwätz auch während der rührendsten Ceremonien fortsetzt, über die unerhörte Metamorphose sich vergeblich den Kopf zerbrechen und wundersame Muthmaßungen hegen.

15.

Der Herr hatte Sein Volk gesegnet, und der festliche Zug wallt dem dritten Altare zu. Regine erhebt sich und folgt auf den Wink der gnädigen Frau ihr in die obern Zimmern, der Prozession nachzusehen. Da rollt plötzlich ein Wagen daher, und Feuerröthe übersiegt das Gesicht der Betroffenen, deren Herz hörbar pocht. Sie sieht den Forstmeister aus dem Wagen steigen, dem in einem ganz neuen Kleide Christian folgt, der die schöne Tochter mit ungemein freundlicher Artigkeit aus dem Wagen hebt, ihr den Arm reicht und sie in den Edelhof führt. — Nein, sprach Regine vernichtet, das ist doch zu arg!

Arme Regine! Wie zerfällt das Luftgebilde deiner illen Hoffnungen so grausam in Trümmer! — Sie weint bittere Thränen; und niemand wird ihr das verargen. Länger kann sie nicht auf diesen glühenden Kohlen wandeln und in einem Hause bleiben, wo alles gegen sie verschworen scheint. Nur weiß sie nicht, wie entkommen, ohne Aufsehen zu erregen, und eilt, ohne die gnädige Frau und selbst Christian, der mit seiner neuen Braut hart an ihr vorbeistreift, zu hören und zu sehen, die Treppe hinab, um die gute Frau Marthe, zu der sie, trotz aller gewaltsamen Empfindungen noch immer eine recht zärtliche Tochterliebe fühlt, aufzusuchen und bei ihr Trost und Rath zu holen. Frau Marthe ist in der herrschaftlichen Küche in voller Arbeit begriffen, und erstaunt nicht wenig, die prächtig gekleidete Regine mit verweinten Augen auf sich zukommen zu sehen. — Da seht nur, spricht diese, was sie aus mir gemacht haben; recht wie ein heidnisches Opferthier haben sie mich aufgepußt, das heut sein Herzensblut zu ihren Freunden hergeben soll; aber lieber will ich im Hause meiner armen Mutter bei Brot und Wasser fasten, als diesem Feste beiwohnen; will lieber an einem stoßfremden Ort als ewige Magd dienen, als der ganzen Stadt zum Gespötte werden.

Mit wahrhaft mütterlicher Freundlichkeit führt

Frau Marthe die Weinende in die nahe Speisekammer, verriegelt die Thür von innen und spricht: Liebe Regine, du siehst, daß die gnädige Frau, die besser und demüthiger ist als wir alle, dir heute eine große Ehre anthun, und dich keinesweges kränken wollte. Warum willst du ihr mit Undank vergelten, und ihr die Freude verderben? Ist das deine Demuth? Bedenke nur, daß wir arme Leute sind; und sie hat uns zur Hochzeit ihrer Tochter eingeladen, damit Christus der Herr sich dabei einfände und den Wein Seines himmlischen Segens dazu hergebe; denn Er ist der Freund der Armen, und stellt sich gern ein, wo Arme im Geiste sind. Darum sollst du nicht hoffärtig und reich im Geiste sein wollen; denn eine Ehre nicht annehmen wollen, die man uns von Gottes wegen erzeigt, ist ebenfalls Hoffart, und zwar eine feine und versteckte Hoffart. Willst du die gnädige Frau um den Segen Gottes bringen und traurig sein, wo Christus der Herr sich einfundet? Ist dir heute nicht eine viel größere Ehre bei Seinem göttlichen Gastmahle widerfahren; und wo ist dein Vorfaß, Ihm nachzufolgen und dein Kreuz zu tragen? — Ach, liebe Frau Marthe, erwiedert Regine: Wenn ihr gesehen hättet, was ich!... Ich bin gewiß zu allem bereit; aber das ist doch allzu hart, daß ich das mit Augen ansehen soll! — Frau Marthe stutzt und spricht gerührt: du mußt dir aber auch nicht alles gleich so zu Herzen nehmen! — O liebe

Frau Marthe, ich wollte lieber, daß ich gar kein Herz mehr hätte und schon begraben wäre! — Freue nicht, Regine! du weißt's, ich liebe dich wie mein eigen Kind; darum versprich mir nur das Einzige, daß du dich ruhig verhalten willst bis zur Mittagstafel; du siehst, die Traurigkeit hilft dir zu nichts; und was müßten die Leute glauben? — O die Leute! die haben nicht Zeit, auf mich zu achten; die sind mit lauter Heirathsgedanken beschäftigt. — Nun, das wäre eben auch kein Wunder; denn es sollen, wie ich höre, zwei Brautpaare darunter sein. — Wißet ihr auch Frau Marthe, wer das zweite Brautpaar ist? — Wer könnte dieses unter den vielen vornehmen Fräulein und jungen Herrn erkennen? — Ich will es euch nur sagen: das zweite Brautpaar ist der Baumeister und die Forstmeisters Tochter! — In dem Augenblicke wird heftig an der Thür gepocht; Marthe riegelt auf, Regine erschrickt und verfärbt sich aufs Neue; denn Christian steht vor ihr, blickt sie in stiller Verwunderung an und spricht sehr freundlich und unbefangen: Bist du auch hier Regine? Nun das freut mich; du bist ja heute schön wie eine Braut! — Ein Diener des Hauses hilft der versteinerten Regine aus der Verlegenheit, und ruft sie augenblicklich zur gnädigen Frau, die sie schon lange aufsuchen läßt, wofür Christian ihr recht im Herzen dankt; denn er hat eben ein Paar wichtige Worte mit seiner Mutter zu sprechen, wo-

bei er keinen Dritten, am wenigsten unsere Regine als Zeugen wünscht.

18.

Die Prozeßion ist zu Ende. Im Edelhof wird's immer lebendiger; unter den vielen Kirchgängern aber, die von der heiligen Feier nach Hause zurückkehren, schreitet Frau Margareth in ihrem ehemals gar stattlichen und schön geblühten, weitärmeligen Brokatcorset und mit schwarz seidener Schürze dem Hause zu, nicht wissend, was indessen mit Reginen vorgegangen; sie erfährt erst an der Thür von einer der Nachbarinnen, welche Bottschaft der Diener der gnädigen Frau ihr gebracht hat, als sie bereits fortgegangen war. Hierüber aber verwundert sich Frau Margareth nicht wenig; so sehr aber die Ehre ihrer Tochter sie auch erfreut, hätte sie ihr solche doch zu einer andern Zeit lieber vergönnt, denn ihr Herz ist voll frommer Empfindungen und Freude, und nun ist keine Seele im ganzen Hause, mit der sie Zwiesprache halten und von den schönen Altären und der herrlich schönen Prozeßion erzählen kann. Diese ungewohnte Einsamkeit an einem so hohen Feiertage fällt ihr fast beschwerlich; auch will es ihr nicht recht behagen, daß der Festtag ihr zu einem Fasttag werden soll; da es sich nicht der Mühe lohnt, für sie allein Feuer anzumachen; wobei ihr einfällt, wie schön es wäre, wenn durch die Verbindung mit Christian, die ganze Familie nun fein christlich um

den Tisch beisammen sitzen und ein treuherziges Gespräch halten könnte. So aber ist's leider ganz anders geworden, und Gott weiß, wie das enden wird. Und immer unfriedlicher wird's in ihrem Herzen; sie setzt sich endlich beinahe verdrießlich nieder und beginnt wie folgt:

19.

»Du gute alte Zeit! Ja, wie mein Mann noch lebte, da war Alles ganz anders; jetzt bin ich leider nur eine verlassene Witwe; denn der baut auf Sand, der auf Menschen vertraut. Ist es nicht eine recht Himmelschreiende Sünde, daß meine arme Regine sich Tag und Nacht für seine Mutter geplagt, und ihr mit einer Treue gedient hat, als ob sie ihre Tochter wäre, und daß er sie jetzt sitzen läßt! Es war freilich nur Christenpflicht von ihr, und der liebe Gott vergilt's ihr gewiß, wenn es auch die Menschen nicht erkennen. Als er noch ein armer Schlucker war, da war sie ihm gut genug; nun er aber Herr Baumeister, Herr Architect und was weiß ich alles heißt, mit dem gnädigen Herrn mir nichts, dir nichts, herumkutschirt, und auch fremde Herschaften sich an ihn wenden, gibt er's hoch, und geht mit lauter vornehmen Leuten um; und fragte ich je einmahl, was er denn immer bei den Forstmeisterleuten steckt, da heißt: Ich brauche viel Bauholz und muß mir das selbst wählen und besichtigen. — Ei so wähle und besichtige du! Mir machst du nichts weiß: die alte

Margareth ist nicht blind, und sieht recht gut, wo das hinaus will; der Herr Forstmeister ist ein reicher Mann und hat eine schöne Tochter, die besser Clavier spielt als der Schulmeister und wältsche Arien dazu singt; aber ihren Katechismus schwerlich gelernt hat; und gebet nur Acht: Hoffart kommt vor dem Fall! Ich wünsche ihm nichts Böses; aber das hat meine Regine um seine Mutter nicht verdient. Das arme Kind härt sich zusehends ab und er ist sie im Grunde nicht einmahl werth; denn so ein rechtshaffenes Christenkind muß man heutiges Tages mit der Laterne suchen; freilich das weiß der Herr Baumeister nicht zu schätzen! — Wer weiß wie lange Frau Margareth, die so recht unchristlich über den guten Christian loszieht, der doch nie mit leerer Hand zurückkehrt, und ihr erst unlängst einen so reichen Vorrath von feinem Mehl mitgebracht hat, daß sie noch auf lange Zeit damit versorgt ist, in diesem Tone fortgefahren wäre, wenn nicht Jemand plötzlich aus einer Calische abgestiegen, am Fenster gepocht und mit etwas greller Wastimme gerufen hätte: »Frau Margareth, seid ihr daheim?«

20.

Gott sei bei uns, spricht die Erschrockene; da folgt die Strafe auf dem Fuße nach! — Wer ist draußen? — Mache nur auf! gab's zur Antwort. — Frau Margareth schlägt zitternd ein Kreuz, und geht sehr ängstlich in die Hausflur, die Thür zu öff-

uen, und sieh da, der verschrieene Herr Forstmeister steht in eigener Person vor ihr. Ich habe Euch ein Paar Worte zu sagen, Frau Margareth, spricht er und kehrt mit ihr in die Stube zurück. Draußen aber versammeln sich Leute um das Fenster und man sieht sogar ein Paar Köpfe an den runden Fensterscheiben, die von nicht geringer Neugier getrieben, gern wissen möchten, was denn eigentlich den Herrn Forstmeister hieher führt; als welches uns selbst nicht ganz unlieb wäre zu vernehmen. Aber das Gespräch ist ziemlich still, und wir erfahren von den Leuten, daß sie davon nichts als das einzige Wort *H e i r a t h* verstanden haben, und ganz richtig schließen, es sei entweder der Herr Forstmeister von Sinnen gekommen, daß er die alte Margareth heirathen wolle; oder aber Christian getraue sich doch nicht, der guten Frau den letzten Herzensstoß selbst zu geben, und der Herr Forstmeister habe es als ein Mann von gutem Mundstück übernommen, sie hinsichtlich der bereits abgeschlossenen Verbindung seiner Tochter mit dem Baumeister zu beschwichtigen; oder endlich, welches sie das Wahrscheinlichste bedünkt, es müsse Regine in ihrem seidenen Anzuge ihm selbst dermaßen in die Augen gestochen haben, daß er sie ohne Zeitverlust von der Mutter zur Ehe verlange. Welches von den Dreien eigentlich das Wahre ist, werden wir hoffentlich in einer der nächsten Blätter erfahren. So viel aber ist gewiß, daß der Herr Forstmei-

ster auf alle Fälle seinem Geschäfte Ehre gemacht hat: denn wir sehen nach einem ziemlich langen Gespräche, Frau Margareth höchlich vergnügt, zu seiner Rechten in der Calesche, nach dem Edelhofe fahren.

21.

Frau Margareth wird unter dem Schall der Trompeten empfangen, und erstaunt, als die gnädige Frau auf sie zugeht, und, nicht ohne heimliches Lächeln, die mit großen Augen über die vielen Herrlichkeiten Staunende, zur Mittagstafel einladet. — Schwindel erfaßt sie bei so plötzlicher und großer Ehre, die ihr nicht einmal in ihren kühnsten Träumen widerfahren war; ja sie vergißt beinahe über diese Art von Entzückung der wichtigen Dinge, die zwischen ihr und dem Forstmeister waren verhandelt worden. Es wird zur Tafel geläutet, und die gütige Hausfrau vertheilt die Plätze mit so vieler Weisheit, daß Niemand durch einen fremden Nachbar in der geselligen Freude gestört wird. Sie hat aber Frau Margareth, von deren geläufigen Zunge sie einen voreiligen Spuk besorgt, der Obhut des Forstmeisters übergeben, wiewohl heute von ihrer Gesprächigkeit nichts zu besorgen ist; denn sie ist so ganz Aurore, daß sie noch jezt in ihrem höchsten Alter genau zu erzählen weiß, wie es bei dieser weit berühmten Brauttafel hergegangen, und welche erschreckliche Anzahl Speisen aller Art, wie sie in ih-

rem Leben nie gesehen, aufgetragen worden, u. s. w. Der neue Herr Stadtpfarrer, der sich eigens diese Stelle am untern Tische erbethen hat, sitzt neben Frau Marthe; Christian aber, der gegen seine Gewohnheit, heute sehr gesprächig ist, zwischen der Tochter des Forstmeisters und Reginen und scheint, wiewohl sein Stand schwierig genug ist, in keiner Verlegenheit. Dagegen gleicht die, in Gedanken ganz vertiefte Regine einer stillen Dulderinn, die durch die lauteste Betäubung nicht zu sich gebracht wird, und lächelt nur wehmüthig zu den Worten, die Frau Marthe ihr ins Ohr flüstert, und die sie zur Freude ermuntern sollen.

22.

Die Trompeten schmettern. Es wird die erste Gesundheit des hohen Brautpaares ausgebracht. Ich freue mich in der That, spricht der Herr Stadtpfarrer, daß dieses Brautpaar das erste ist, das ich als Pfarrer einsegne; mehr denn fünfzig Paare habe ich als Cooperator hier getraut. Möchte ihnen der Herr Seinen reichsten Segen geben, damit ihr Leben wie eine liebliche Musik verfließe. — Das mag wohl bei wenig Ehepaaren der Fall gewesen sein, die Euer Hochwürden copulirt haben, spricht Christian; denn ich habe, so jung ich bin, schon so viel Unheil im Ehestande gesehen, daß mir noch immer der beneidenswerth scheint, dem seine Verhältnisse gestatten, ein eheloses Leben zu führen. — Die Frauen und

selbst Regine horchen hoch auf bei diesen Worten. Der Herr Pfarrer aber antwortet hierauf: Du hast doch wohl von den zwei Brüdern gehört, deren Einer die Tonkunst, der andere die Schmiedekunst erfand? — O ja, spricht dieser, die Schrift nennt uns Jubal und Zubalcain als die Erfinder derselben. — Denke Dir nun, die beiden Brüder wohnten in einem Hause und trieben ihr Gewerbe zur nämlichen Zeit; oben schlug der Eine die Zither, unten der Andere den Amboss; oben würde die Flöte geblasen, unten der Blasebalg gezogen; oben sangen die Cavallfänger, unten lärmten die Schmiedebuben. Eine solche Musik kann freilich nicht lange bestehen. Ich kann Dich aber versichern, daß derlei Ehen gewiß seltner sind als man gewöhnlich glaubt. Denn böse Ehen schreien, und sie sind zu zählen; auch kennt man in unserm Städtchen, und eben so verhältnißmäßig überall, die Eheleute, die in Unfrieden leben; während es wohl Niemand vermöchte, die guten Ehen zu zählen. — Wenn dem also wäre, spricht Christian, woher die täglichen Lagen über Unzufriedenheit und unerschwinglichen Ausgaben in jeder Familie? — Wohl gesprochen, Herr Architect, fällt der Forstmeister ein. — Sagen Sie mir vorerst, meine Herren, antwortet der Pfarrer hierauf, ob die Unzufriedenheit, das strafende Bewußtsein nämlich, oder die Fühlbarkeit der sterblichen Beschränktheit, im ledigen Stande geringer ist und ob das Unglück, Christ.

licher gesprochen, die prüfende, strafende oder erleuchtende Hand Gottes den Ehelosen nicht zu finden weiß? Was vollends die Bedürfnisse dieses Lebens betrifft, so sind solche, wenn anders der Mensch nicht aus den, von der Vorsehung ihm vorgezeichneten Schranken tritt, so mäßig, daß die von Gott befohlene und gesegnete Arbeit sie oft mehr als hinreichend deckt, wie die tägliche Erfahrung lehrt. Auch lügt die Schrift gewiß nicht, die da spricht: »Ein vernünftiges Weib erbaut ihr Haus;« — »Wer ein gutes Weib findet, der findet ein Gut;« und: »selig der Mann, der ein tugendhaftes Weib hat, denn die Anzahl seiner Jahre wird ihm verdoppelt werden.« — Hierauf, spricht Christian, habe ich nichts als die einzige Frage einzuwenden: wo ein solches Weib zu finden sei? — Die Weiber sehen einander an; Regine aber, die bis jetzt geschwiegen hat, nimmt das Wort und spricht: du vergiffest ja, Christian, daß deine Mutter am Tische sitzt? — Hast du das verstanden, Christian? ruft Frau Margareth triumphirend. Ich sollte es zwar hier nicht sagen, aber deine Mutter und Regine wissen es: schon zweimal hätte ich seit dem Tode meines seligen Mannes heirathen können; aber ich wollte lieber sterben, als ihm die Treue, sogar nach dem Tode, brechen; und frage einmal meine Regine, ob sie anders denkt?

23.

In dem Augenblick bringt ein Diener dem

Christian zwei verdeckte Teller. Christian blickt die gnädige Frau oben am Tische sehr bedeutsam an, die ihm zuwinkt; und er öffnet die Teller. Und sieh da, ein von zarten Goldfäden geflochtener Brautkranz liegt zwischen beiden. Mein Fräulein, spricht Christian, den Kranz nehmend und zur schönen Forstmeisterstochter sich wendend: (Regine war todtenbleich), — ich habe beinahe vergessen, Ihnen meine Braut aufzuführen, die gute, fromme und liebe Regine, von der ich Ihnen schon so viel Schönes erzählt habe, und die unsere geliebte gnädige Frau, ihrer vielfältig erprobten Tugenden wegen, so herzlich lieb gewonnen hat, daß sie mich der Ehre würdigt, mich an Einem Altare mit dem gnädigen Fräulein zugleich copuliren zu lassen. — Abermal schmetterten die Trompeten, und es ward die Gesundheit des zweiten Brautpaares ausgebracht. — Und nun, liebe Regine, bitte ich Dich dieser harten Prüfung wegen um Verzeihung, die, wie du nun siehst, keineswegs meine Erfindung war. — Regine antwortet hierauf nicht denn sie war ohnmächtig geworden; und die freudige Überraschung hat sich in große Bestürzung verwandelt.

24.

Die Tafel ist aufgehoben. Die vornehmen Gäste haben sich zum nachmittägigen Gottesdienst in die Kirche begeben. Frau Margareth, Martha und Christian aber sitzen bei dem Bette der plötzlich

Erkrankten, die endlich nach einem erquickenden Schummer die Augen aufschlägt und freundlich um sich blickt. Christian, der nicht einen Augenblick von ihr gewichen ist, kann sich kaum vor Freude fassen, als seine Braut sich vollkommen erholt hat. Frau Margareth aber, die zwar der gnädigen Frau in einem Strom von Worten für so ausgezeichnete Ehre gedankt hat, zürnt ihr dennoch, daß ihr Kind beinahe das Opfer ihres Plans und statt einer Braut bald eine Leiche geworden wäre. Auch will sie es ihr nicht sonderlich Dank wissen, daß diese Heirath so ohne alle vorher gegangene Formalitäten vor sich gehen soll, wiewohl der Forstmeister, als Christians Abgesandter und Brautwerber, sie in seinem Namen förmlich verlangt hat und der Herr Stadtpfarrer sogar eine eigene Erlaubniß des Consistoriums vorzeigt, sie ohne vorhergegangene öffentliche Verkündigung zu trauen. Allein sie wird bald von dem Zureden aller Umstehenden und von Reginen selbst beschwichtigt, diese aber wenige Stunden darauf mit Christian getraut. — Beide Bräute weinten bei der rührenden Trauungsrede des Herrn Stadtpfarrers, der die jungen Leute ermahnte, einander von nun an Alles in Christo zu sein; in fester Liebe Freude und Leid mit einander zu tragen, und die heilige Eintracht nie zu verletzen, da der Feind nur über getrennte, nie aber über fest vereinigte Herzen Gewalt hat, wie in jenem Opfer Abrahams vorgebil-

det wurde, bei welchem die Raubvögel nur über die getheilten Thiere, nie aber über die ungetheilten Tauben herfielen. Diese Eintracht aber kann nur dann bestehen, wenn die Herzen Eins sind in Demjenigen, der die Ehen Seiner Auserwählten zu einem Sakramente erhoben hat, auf daß dadurch der Himmel bevölkert werde. und der Allen, die Ihn mit demüthigem Herzen darum bitten, den Wein Seiner Gnade spendet, und Seine treue Gegenwart verhiess, wo Zwei in Seinem Namen versammelt sind.

25.

Glückwünsche strömten reichlich über die Lippen der zahlreichen Gratulanten; die Freude war allgemein, und die Vermählungsfeier wurde glänzend be-
gangen. Treuherzig nahte Gräfinn Agnes der, eben mit der Forstmeistersrochter sich versöhnenden Regine, umarmte sie und sprach: Nun, Frau Baumeisterinn, habe ich heute früh wahr gesprochen? — Der Herr Stadtpfarrer aber machte während des geselligen Tanzes eine Miene, wie er zuweilen als Cooperator gemacht hatte; unschwer erräth ihn der Gutsherr und spricht: Wir verstehen einander; ich bin Ihnen aber dießmahl zuvor gekommen; denn es wäre eine Sünde, wenn wir hier Alles vollauf hätten, die Armen aber Noth litten. — Zu den Neuvermählten aber sprach er nach der Abendtafel in recht väterlich treuherzigem Tone: Kinder, Ihr beginnet nun einen langen Weg durchs Leben

und es wird Euch auf der Reife oft schwül genug werden. Darum erleichtert Eines die Bürde des Andern, und thut einander Alles zu Gefallen, was Christliche und eheliche Liebe vermag; gebet einander friedfertig nach, und seid zumol offen gegen einander; denn dieß schneidet allen Mißverständnissen den Weg ab. Bricht aber ja Zorn unter Euch aus, so lasset die Sonne nicht untergehen, ohne Euch frühher zu versöhnen. Dieß habe ich seit fünf und zwanzig Jahren in meiner Ehe beobachtet, und Gott sei gedankt, ich bin darin so glücklich, als man es überhaupt auf dieser Welt sein kann; ja, stünde es noch in meiner Wahl, ich würde, mein gutes und braves Weib allen Weibern auf Erden vorziehen.

26.

Christian und Regine wurden ein sehr glückliches Ehepaar, und das Muster christlicher Eheleute im Städtchen. Noch lange lebten die beiden Frauen Marthe und Margareth und herzten als Großmütter ihre Enkel auf dem Schooße. In eben so festem Herzensbunde lebte auch Gräfinn Anes mit ihrem Gemal, doch minder vergnügt, da sie als die Gattinn eines Kriegsmannes oft in weiter Entfernung von ihrem Egeherrn leben mußte, bis endlich ein langer Friede Europa beglückte, und auch er nach treuen Diensten, die er dem Vaterlande geleistet hatte, sich auf seine Güter zurückzog, und

beide Gatten im unzerstörbaren Frieden ehelicher Liebe
Kinder und Enkel erlebten.

Die Jagdparthie.

Drama in einem Akte.

P e r s o n e n :

Graf Ballady, Obrist.

Gräfinn Bisai, Witwe, seine Schwester.

Karl, ihr Sohn.

Emilie, ihre Tochter.

Freiherr von Kurt, Rittmeister, Emilie's Bräu-
tigam.

Von Nordhelm, Oberlieutenant.

Leopold, Diener der Gräfinn Bisai.

Lotte, Kammermädchen der Gräfinn.

Ein Wachtmeister.

Mehrere Dragoner.

Der Schauplatz ist vor dem Schlosse der Gräfinn
Bisai.

E r s t e S c e n e.

Leopold (allein.)

(Er wischt die ländliche Ruhebank, Tisch und Sessel
ab, die vor dem Schlosse auf einer Art Terrasse stehen, und
spricht während dessen:) Nein, wenn das noch lange
so fortbauert, so ist meines Bleibens hier die längste
Zeit gewesen. Das ist nicht länger auszuhalten!

Sonst war die Gräfinn so gütig, so theilnehmend,
 so freundlich; sie erwiederte mir den guten Morgen-
 gruß so herzlich; fragte um Alles; Alles, was ich
 that, war recht und gut; sie bemerkte alle meine klei-
 nen Aufmerksamkeiten für sie und freute sich dar-
 über. Jetzt mag ich thun, was ich will, so ist bald
 Das, bald Jenes nicht recht. Auf die zehnte
 Frage gibt sie kaum eine Antwort, redet nicht, deu-
 tet nicht; Alles soll man errathen. Da heißt's:
 Warum hat der Leopold das nicht gethan? — Und
 sag' ich dann: Euer gräßlichen Gnaden haben es
 mir ja nicht befohlen! dann heißt's wieder: Muß ich
 denn Alles schaffen? das sollte der Leopold schon
 lange wissen! — Will ich mich entschuldigen, dann
 ist's noch ärger. »Plaudre mir der Leopold den Kopf
 nicht so voll; ich kann das nicht ausstehen!« —
 Nun da mag's recht machen, wo da kann. — So!
 jetzt wird's doch wohl sauber seyn; mein' ich! —
 Auch die Comtesse läßt ihr blondes Köpfchen hängen
 und ist stumm wie der Karpf im Vogelkäfig. Mache
 nicht dann und wann mein junger Herr Graf irgend
 ein lustiges Stückchen, es wär' zum verzweifeln.
 Aber auch der kann nichts recht machen. War das
 neulich nicht ein Spektakel, wie er die Paar Perl-
 hühner zusammenschöß, um sich ein wenig im Schie-
 ßen zu üben! Und vollends mit den Blumen! Da
 wollte er der Mama eine heimliche Freude machen
 und sie mit einem schönen Bouquet überraschen.

Nun ja, war das eine Überraschung! Die Gräfinn weinte vor Ärger, daß er ihre Lieblingsblumen abgebrochen hatte und ich mußte den reuigen Sünder spielen, als hätte ich's gethan; sonst wäre der arme junge Herr übel davon gekommen! — Es war hohe Zeit, daß das Militär ankam und eine leine Diverſion im Schlosse machte. Wenn nur auch der Bruder unserer Frau Gräfinn bald käme, damit wir einmal auf der Hochzeit der Comteſſe tanzen könnten!

Zweite Scene.

Lotte, der Vorige.

Leopold.

Guten Morgen, Mamsell Lotte! Was tausend, Sie sehen ja aus, als hätten Sie die ganze Nacht kein Auge zugethan!

Lotte.

Mosje Leopold hat's ziemlich getroffen!

Leopold.

Was soll denn das bedeuten? Haben etwa auch Sie einen geheimen Kummer auf dem Herzen? Das geht ja hier seit einigen Tagen so geheimnißvoll zu, daß man sein ganzes Latein verlieren könnte, wenn unser Einer eines zu verlieren hätte. Sagen Sie mir doch, Mamsell Lotte, was ist denn unsrer guten Gräfinn widerfahren? Sie ist seit einiger Zeit so

still, so traurig und dabei auch so wunderbarlich, daß man gar nicht weiß, wie man ihr recht thun soll.

Lotte.

An allem diesem Unheil ist der Leopold Schuld.

Leopold.

So recht; fangen auch Sie an! An Allem soll der arme Leopold Schuld seyn!

Lotte.

Hat nicht der Leopold vor acht Tagen einen Brief aus der Stadt gebracht?

Leopold.

Freilich!

Lotte.

Nun, in dem Brief war das Unheil. Seitdem ist die Gräfinn in Einem fort betrübt und mißlaunig. Oft, wenn Alles schon schläft, hör' ich sie noch seufzen und wehklagen.

Leopold.

Was muß denn geschehen sein?

Lotte.

Nicht wahr, das möchte Mosje Leopold gern wissen?

Leopold.

Ei freilich!

Lotte.

Ich auch! — Aber es geht mir um kein Haar besser als dem Leopold; auch gegen mich ist sie einseitig; und seit dieser Zeit kann auch ich ihr nichts mehr recht machen.

Leopold.

Vielleicht convenirt ihr die Mariage der Comtesse mit dem Rittmeister nicht; weil sie da allein bleiben müßte!

Lotte.

Warum nicht gar? Nein, das ist's nicht; es muß was anders dahinter stecken. Im Gegentheil, sie wartet nur die Ankunft ihres Bruders, des Obersten ab; sobald der kommt, wird die junge Herrschaft von der Kanzel verkündigt; das hat die Comtesse mir selber im Vertrauen gesagt. Bis dahin ist Baron Kurt beinahe ihr einziger Trost; und ohne ihn wäre es im Schloß gar nicht mehr auszuhalten.

Leopold.

Der Herr Rittmeister ist aber auch ein Kavalier Komisch, so oft ich ihm die Treppe hinunterleuchte, bin ich fast allemal sicher, meinen Zwanziger einzustecken. Wenn einmal die junge Herrschaft heirathet, werden wir gewiß gute Tage haben.

Lotte.

Ich glaube es selbst; aber dafür wird es uns auch an Arbeit nicht fehlen.

Leopold.

Meinetwegen! ich habe mir vorhin immer Ruhe gewünscht. Die Gräfinn hat mich wie einen Windboten bald dahin, bald dorthin ausgeschiekt. Jetzt habe ich mehr Ruhe als mir lieb ist; und wäre unser junger Herr nicht, so wüßte ich oft vor langer

Weile nicht, was ich anfangen sollte. Doch da fällt mir eben ein, ich muß in den Pfarhof hinunter gehen und den alten Herrn zu Gaste bitten. Leben Sie indessen wohl; — auf Wiedersehen.

Dritte Scene.

Potte (allein.)

Es ist doch meiner Treu' eine betrübte Sache um den Witwenstand, ob man dabei reich oder arm, hoch oder niedrig ist. Seit dem Tod unsres seligen Herrn Grafen kommt unsre gute gnädige Frau gar nicht aus Kummer und Sorgen heraus. Ich habe sonst geglaubt, nur die Armen wären zu bedauern; aber seit ich hier im Schlosse bin, ist mir ein anderes Licht aufgegangen. Ein Armer hat doch wenigstens den Trost, daß er sein Leid einem Andern klagen kann; sie aber müssen ihren Harm künstlich verbergen und verheimlichen. Wie zärtlich habe ich die Comtesse gebeten, sie möchte mir doch die Ursache ihres Kummers mittheilen; und sie, die sonst so gütig gegen mich ist, speiste mich mit den kränkenden Worten ab: Du kannst uns doch nicht helfen! — Aber ich wollte beinahe wetten, der junge Herr hat wieder ein Stückchen auf eigene Faust gemacht. Denn war's nicht an dem nämlichen Tag, wo der fatale Brief ankam, daß er das Alsternest von dem Eichbaum im Maierhof aus hob und bei seinem Saltomortal, wie er es

nennte, sich beinahe den Hals gebrochen hätte! — Doch sieh, da habe ich die ganze Zeit nichts gethan als geplaudert; ich muß nur machen, daß ich fertig werde; die Herrschaft könnte bald kommen, und dann dürfte ich für Verdruß nicht sorgen. (Sie breitet ein Kaffeetuch über den Tisch und setzt Tassen zurecht). So, nun ist's geschehen. Jetzt mögen sie kommen. (ab.)

Vierte Scene.

Die Gräfinn, Emilie.

Die Gräfinn.

Der Morgen läßt sich heute ungemein schön an und verspricht einen sehr heitern Tag.

Emilie.

Gewiß Mama; die Natur sendet uns gleichsam ein Unterpfund künftiger Heiterkeit entgegen und muntert uns dadurch selbst zu frohen Hoffnungen auf.

Die Gräfinn.

Ach, mein Kind, keine Hoffnung kann Todte auferwecken!

Emilie.

Aber liebe Mama, wir haben ja bis jetzt noch keine gänzliche Gewißheit von dem Tode des Oheims!

Die Gräfinn.

Ist etwa die Ungewißheit weniger peinlich?

Emilie.

Liebe Mama, noch immer haben wir das Recht der Hoffnung, das bei der Gewißheit wegfällt.

Die Gräfinn.

Du bist unerschöpflich an Hoffnungen, meine gute Emilie.

Emilie.

Ich befolge Ihre weisen Lehre, Mama, und vertraue auf die Vorsehung!

Die Gräfinn.

Mein Kind, keine Stürme des Lebens sollen uns zwar das Vertrauen auf die Vorsehung des allmächtigen und gütigen Gottes rauben, der alles Widerwärtige gewiß zu unserm Besten verkehrt, wenn wir uns seiner weisen Führung kindlich unterwerfen. Doch Gottes Vorsehung führt uns auch gar oft durch schwere Prüfungen; sie nimmt uns das Wohlgefühl der Schmerzen nicht hinweg, und will auch, daß wir uns in die traurigsten Verhältnisse des Lebens fügen lernen.

Emilie.

Doch wohl nicht früher, liebe Mama, als bis diese traurigen Verhältnisse richtig eingetroffen sind? — Bis dahin dürfen wir getrost auf ihre Hilfe bauen. Oder ist etwa das Vertrauen etwas anderes?

Die Gräfinn.

Wären die Ausdrücke des Briefes nicht so bestimmt, du könntest mich selbst zu einiger Hoffnung

aufrichten. Aber so schreibt der Major ausdrücklich, die Kopfwunden meines Bruders gehörten zu den gefährlichsten; die Ärzte besorgen, der Graf werde unter der Trepanation den Geist aufgeben; und ich soll mich gefaßt halten, daß mein Bruder noch vor Empfang dieses Schreibens sein Leben durch den Heldentod beschlossen habe! Wahrscheinlich rang in dem Augenblicke selbst der Obrist schon mit dem Tode, und der Major wollte mir nur aus Vorsicht nicht sogleich das Ärgste schreiben. Ach, ich kenne diese Delikatesse aus eigener, betrübter Erfahrung!

Fünfte Scene.

Lotte. Die Vorigen.

(Lotte setzt den Kaffee vor.)

Die Gräfinn.

Rufe sie mir den Leopold!

Lotte.

Halten zu Gnaden, der Leopold ist ins Dorf gegangen!

Die Gräfinn.

Wie — noch nicht zurück? Hat denn der Mensch das Gehen verlernt? — Geh sie also selber hinauf, mein Sohn Karl soll herabkommen und mit uns frühstücken.

Lotte.

Euer Gnaden verzeihen, der Herr Graf Karl sind schon längst ausgeflogen!

Die Gräfinn.

So! wohin denn?

Lotte.

Er ist mit den Herren Officieren und ihren Leuten am frühesten Morgen zur Jagd aufgebrochen.

Die Gräfinn.

Das ist doch zu arg! Trotz aller meiner Vorstellungen! (zu Lotte) Es ist gut!

(Lotte ab.)

Sechste Scene.

Die Vorigen ohne Lotte.

Die Gräfinn.

Ich bin außer mir! So oft und so nachdrücklich untersagte ich es ihm, solche Parthien mitzumachen, die so selten ohne Unglück ablaufen!

Emilie.

Aber erlauben Sie, liebe Mama, Karl ist ja schon ein junger Mann, und muß doch Etwas erfahren. Ein großes Unglück ist ihm niemals noch begegnet; immer wußte er sich zu helfen!

Die Gräfinn.

Schweig mir von ihm und entschuldige ihn nicht! Er ist ein Wildfang, ein Wagehals, mit dem es gewiß noch ein schlimmes Ende nehmen wird. Genau wie sein Vater, der Allen trostete und zu allen Vor-

stellungen lachte; wilde Kasse händigte und zuletzt vom Pferde stürzte und ein elendes Ende nahm. Ach, mein Gott, lebte doch mein Bruder noch; ich vermag nichts mehr über den Wildling. Wie dringend habe ich ihn gebeten, aber nichts, gar nichts thut er mir zu Liebe!

Emilie.

Liebe Mama, er liebt Sie gewiß recht herzlich und innig, aber Etwas muß man ja einem jungen Menschen wohl zu Gute halten!

Die Gräfinn.

Wenn er mich liebte, so hätte er es bewiesen und wäre nicht auf diese Jagd gegangen.

Emilie.

Wahrscheinlich wollte er sie mit einem Paar Repphühner oder mit einem Hasen überraschen, die er selbst geschossen, um Ihre Traurigkeit dadurch in etwas zu zerstreuen, und Ihnen ein kleines Vergnügen zu machen.

Die Gräfinn.

Gehorsam ist besser als Opfer! Noch nie hat Ungehorsam gute Früchte gebracht! Du weißt, daß man nie zu sehr über ihn wachen kann.

Emilie.

Beste Mama, zürnen Sie ihm nur nicht; Kurt wird gewiß über ihn wachen; und Bären und Wölfe gibt es ja keine in unserm Walde, so daß ihm ein Unglück dieser Art widerfahren könnte.

Die Gräfinn.

Ich verarge es dem Rittmeister, daß er ihn mitnahm, da er doch weiß, daß ich das nicht liebe!

Emilie.

Sie sind durch die Bande der innigsten Freundschaft mit einander verbunden; — und kann man ihnen dieß wohl verargen, da sie einer nahen Verwandtschaft entgegen sehen?

Die Gräfinn.

Mein Kind, dein gutes Herz verdient es, glücklich zu sein; und wer wünscht dieß mehr als deine Mutter! — Doch mein Kind, mein Kind! — ist, wie es mir in der Angst meines Herzens ahnet, dein Oheim gestorben, so dürfte es mit deinem Glücke und mit dieser Verwandtschaft noch im weiten Felde stehen.

Emilie.

Wie, Mama! Ist denn nicht Friede? und hat Kurt sich nicht bestimmt, erklärt? Es könnte höchstens die Zeit der Trauer um den Verewigten mein Glück verzögern!

Die Gräfinn.

Kennst du unsre Verwandtschaft so wenig? Ach, mein Kind, Prozesse über Prozesse hätten wir dann zu bestehen, und kämen aus Verdrießlichkeiten nicht mehr heraus.

Emilie.

Das ließen wir die Advokaten unter sich ausmachen!

Die Gräfinn.

Meinst du so? Ach, meine Emilie, noch kennst du die Welt und ihre Bosheit zu wenig. Wie grim-mige Löwen würden sie über uns herfallen; denn was ist eine Wittwe ohne männlichen Schutz!

Emilie.

Und Kurt! Ist der etwa nicht Mann genug, um uns zu schützen?

Die Gräfinn.

Der Rittmeister ist ein edler Mann und ein tapferer Soldat, aber in den Rechten und in den Ränken der Advokaten gänzlich unerfahren.

Emilie.

Was uns mit vollem Rechte gebührt, das können sie uns ja doch nicht abstreiten!

Die Gräfinn.

Das wohl nicht, doch können sie es uns gar sehr verkümmern und vergällen.

Emilie.

Liebe Mama, ängstigen Sie sich doch nur nicht immer vor der Zeit. Mein Gefühl sagt es mir, und es trügt mich gewiß nicht, alle unsre Besorg-nisse werden gehoben werden, und Alles wird ein glückliches Ende nehmen. Sie werden es gewiß sehen, daß ich richtig geahnt habe.

Die Gräfinn.

Gott gebe es, mein Kind! deine Jugend sieht Alles im Rosenlichte; aber ach, die Schule der Er-

fahrung wird, fürchte ich, dich allzufrüh eines Andern belehren!

Emilie.

Aber liebe Mama, warum wollen Sie denn immer Ihnen und mir den letzten Trost rauben?

Siebente Scene.

Karl, die Vorigen.

(Karl kommt, außer Athem laufend, die Waidtasche auf dem Rücken, die Flinte in der Hand, gegen die beiden Damen und blickt im Laufe beständig hinter sich.) Sie Kommen! Ach, da sind sie schon! Emilie, liebe Mama, verbergen Sie mich, retten Sie mich; ich bin verloren!

Die Gräfinn.

Um Gotteswillen, was ist denn geschehen? Sagte ich's nicht? Sprich, was ist's?

Karl.

Ach, Mama verbergen Sie mich! Ich habe den Rittmeister erschossen!

Die Gräfinn.

(Sinkt mit einem lauten Schrei in Ohnmacht)

Emilie.

Allmächtiger Gott! Da sieh nun die Folgen deiner Bravouren! Unglückseliger Mensch, mein ganzes Glück hast du gemordet! Was hat der edle Kurt Dir Leides gethan! Leopold! Lotte!

(Leopold und Lotte tragen die Gräfinn ins Schloß.)

mit dem Hirtenspiele des Karl.

Schwester, rette mich um Gotteswillen! Willst du, daß ich am Hochgericht sterbe? Nichts hat er mir gethan! Es war ein bloßer Zufall. Ich zielte auf ein Reh, schlug an, da fliegt der Rittmeister vorüber, und Paff, stürzt er vom Pferde und liegt in seinem Blute. Hilf mir Schwester! — Ach, nun ist es zu spät; da sind sie schon! (Er geht eilig ins Schloß.)

Achte Scene.

Die Vorigen. Der Wachtmeister. Mehrere Dragoner.

Der Wachtmeister.

Wo ist er? wo ist der Mörder unseres Herrn Rittmeisters? Sagen Sie an, gnädige Comtesse, wo hat er sich verborgen?

Emilie.

Der Mörder Ihres Herrn Rittmeisters? Ich weiß nicht, was der Herr Wachtmeister will!

Einige Dragoner.

Hier im Schlosse ist er!

Anderer Dragoner.

Ja, ja, wir selbst haben ihn hineingehen sehen! (Sie wollen in das Schloß dringen.)

Emilie.

Herr Wachtmeister, ich bitte Sie, wehren Sie doch Ihren Leuten!

Der Wachtmeister.

Das kann ich nicht, gnädige Comtesse, außer, Euer Gnaden schaffen den Mörder selbst herbei!

Emilie.

Wen meinen Sie denn, Herr Wachtmeister? Wir herbergen keinen Mörder im Schlosse!

Der Wachtmeister.

Ihren Bruder Karl, Comtesse! die Verstellung hilft Euer Gnaden zu nichts!

Emilie.

Das träumte Ihnen, Herr Wachtmeister? Mein Bruder und der Rittmeister sind ja die besten Freunde! hier muß ein Mißverständniß obwalten.

Der Wachtmeister.

Ob sie Freunde waren oder nicht, das will ich jetzt nicht untersuchen; denn es geht mich nichts an. Eins weiß ich und habe es mit Augen gesehen, daß er unsern Herrn Rittmeister vom Pferde geschossen hat. (zu den Dragonern.) Ihr wachet hier und stehet mir mit euerm Leben dafür, daß Niemand ein- und ausgeht! (will selbst mit zwei Dragonern in das Schloß gehen; indeß tritt Leopold heraus.)

Neunte Scene.

Die Vorigen. Leopold (in Karls Jagdrock, die Waidtaste auf dem Rücken und die Flinte in der Hand.

Leopold.

Hier bin ich! Bindet, fesselt mich; nur gehe!

mir Niemand ins Schloß; es könnte unsrer gnädigen Frau Gräfinn das Leben kosten; sie liegt in der tiefsten Ohnmacht.

Emilie.

Um Gotteswillen, Leopold, was beginnst du?
(Sie geht während dieser Scene einige Male in das Schloß und kehrt wieder zurück)

Leopold.

(zu den Dragonern.) Nun, was gaffet Ihr mich an? Ich bins; ich habe den Rittmeister erschossen. Das Gewehr ist mir von ungefähr losgegangen.

Einige Dragoner.

Ja, ja, der war's!

Anderer Dragoner.

Nein, der war's nicht; der Graf Karl war's.

Leopold.

Nein, ich war's, ich habe dem Rittmeister schon lange Rache geschworen. Führet mich nun fort, und lasset meinen jungen Herrn in Ruhe! Er ist unschuldig; er ist heute noch gar nicht aus dem Schlosse gekommen!

Einige Dragoner.

Man sollte sie alle beide fesseln, denn Einer aus ihnen ist gewiß der Mörder!

Der Wachtmeister.

Mein Freund, er ist ein braver Kerl, und wenn ich es einmal bis zum Rittmeister bringe, möchte ich ihn wohl gern in meinem Dienste haben. Aber seine

Anhänglichkeit nützt dem Grafen nichts: denn ich weiß es nur allzu gut, und ich habe ja selbst auf der Jagd mit ihm gesprochen.

Leopold.

Mit Nichten, Ihr Gnaden, Herr Wachtmeister! Sie irren sich gewiß. Ich war's. Ich will Ihnen noch die Stelle zeigen, wo ich den Rittmeister erschossen habe. Dort beim Bach, hinter der großen Doppelleiche. Dort stand ich im Dickicht versteckt!

Ein Dragoner.

Ich sagte es ja, der Kerl ist's; denn just dort war's!

Der Wachtmeister.

Mordelement, was will er mir da weiß machen? Ich selbst habe die Plätze vertheilt. Er war gar nicht mit auf der Jagd!

Leopold.

Was? bin ich nicht hinter meinem jungen Herrn geritten? Der Herr Wachtmeister haben mich nur nicht gesehen!

Der Wachtmeister.

Jetzt halt' er sein Maul und mach' er, daß er fortkommt. Sein junger Herr ist heut noch gar nicht aus dem Haus gekommen, und er ist hinter ihm auf der Jagd geritten! — Wenn ich nicht seinen Dienst-eifer und seine Treue gegen seine Herrschaft in ihm ehrte, sollte ihm die Lüge übel bekommen.

Wir sind herein Emilie.
 Geht hinein Leopold; Ihr macht das Übel nur
 ärger.

Leopold.

Auf Euer Gnaden Befehl. (zu den Dragonern)
 Aber das sag' ich Euch, wer meinem jungen Herrn
 etwas zu Leide thut, der hat es mit mir zu thun.
 Der Erste, der ihn anrührt, den schieße ich Knall
 und Fall übern Haufen; hernach könnt ihr meinets-
 wegen mich aufhängen, spießen, räubern, siedeln und
 braten, sengen und brennen, so viel Ihr wollt, ich
 habe seinen Tod vorhinein gerächt.

(Es entsteht ein Getümmel unter den Dragonern; sie wol-
 len ins Schloß eindringen, der Wachtmeister greift nach Leo-
 pold, dieser zieht sich schnell ins Schloß zurück, und will
 das Thor verschließen. Die Dragoner binden ihn, lärmeln
 und poltern.)

Zehnte Scene.

Karl, die Vorigen ohne Leopold.

Karl.

Was ist denn das? Seit ihr hier in Feinde-
 land, daß ihr unser Schloß wie Rasende bestürmet?

Einige Dragoner.

Da ist er selbst!

Wachtmeister.

Herr Graf, Sie sind unser Gefangener! Er-
 geben Sie sich gutwillig; sonst haben Sie die Fol-

gen sich selbst zuzuschreiben, wenn man Gewalt brauchen muß.

Karl.

Wo haben Sie Ihre Vollmacht, mich gefangen zu nehmen?

Der Wachtmeister.

Herr Graf, unsere Vollmacht liegt in dem Tode unsres Herrn Rittmeisters, den Ihre mörderischen Hände erschossen haben!

Karl.

Ich ergebe mich nimmermehr lebendig in eure Hände! (will abgehen.)

Der Wachtmeister.

Ergreiftet ihn und führet ihn sogleich auf die Wache. (Einige Dragoner fangen ihn.)

Filfte Scene.

Emilie (hervorstürzend.) Die Vorigen.

Emilie.

Herr Wachtmeister, wenn Ihre Kriegsgesetze es durchaus fordern, so bitte ich Sie, lassen Sie meinen Bruder wenigstens indessen im Schlosse bewachen. Stellen Sie eine Schildwache vor seine Thür, vor seine Fenster, wenn Sie wollen, bis weitere Befehle eintreten.

Der Wachtmeister.

Gnädige Comtesse, ich weiß, was des Dienstes ist. Euer Gnaden fordern allzuviel.

Emilie.

Wenigstens so lange, bis ich selbst mit dem Rittmeister gesprochen habe. Ich gebe Ihnen mein Wort, daß ich nicht säumen werde, bald zurück zu sein; mir wird er die Bitte gewiß nicht versagen.

Der Wachtmeister

(für sich) Das Unglück hat die junge Dame um den Verstand gebracht! (laut) Euer Gnaden vergessen, daß die Todten nicht mehr hören!

Emilie.

(plötzlich wie aus einem Traume erwachend:) Ach, ich Unglückliche! Ach, Kurt, mein Kurt! O mein Bruder Karl, wie wird Dir's ergehen! (Sie weint)

Einige Dragoner.

Der wird durch ein Militärgericht abgeurtheilt!

Anderer Dragoner.

Er wird ohne Gnade erschossen werden!

Der Wachtmeister.

Der Fall muß auf der Stelle im Hauptquartier gemeldet werden.

Zwölfte Scene.

Die Gräfinn. Die Vorigen.

Die Gräfinn.

Was geht denn hier vor?

Der Wachtmeister. Gnädigste Gräfinn, es geschieht mir unendlich wehe, daß ich Euer Gnaden eine so bittere Stunde machen muß; allein Ihr Herr Sohn ist der Mörder unsres Herrn Rittmeisters; er hat ihn auf der Jagd erschossen!

Die Gräfinn.

Bester Herr Wachtmeister, die Sache muß erst bewiesen werden, ehe Sie zu so gewaltsamen Maßregeln schreiten.

Der Wachtmeister.

Ich selbst, gnädige Frau, und alle diese meine Waffenbrüder haben es mit Augen gesehen!

Die Gräfinn.

Sie können nicht zugleich Kläger und Richter sein! und bis auf weitem Befehle bleibt mein Sohn im Schlosse. Die Verantwortung nehme ich auf mich.

Der Wachtmeister.

Es thut mir unendlich Leid, gnädige Frau, daß ich für dießmal Euer Gnaden Befehl nicht respektiren kann; denn ich weiß zu gut, was des Dienstes ist. Ich könnte es vor dem Regimente nicht verantworten, daß ich die Mittel hatte, des Mörders mich zu versichern und solche aus den Händen ließ. Und müßte man nicht glauben, es wären mir von dem jungen Herrn oder von der hochgräflichen Familie die Augen mit einem goldenen Bande verbunden worden? Euer Gnaden verzeihen, einen solchen Verdacht kann

unser Einer nicht auf sich sitzen lassen; er würde sogar der Ehre hochhero Hauses selbst zu nahe treten.

Die Gräfinn.

Emilie, befehl doch augenblicklich, einzuspannen; ich will ins Hauptquartier fahren, will einen Fußfall vor dem Fürsten thun. (zu Karl) Unglückseliger, da sieh, was ich Dir immer prophezeit habe, daß dein Ungehorsam und deine Unbesonnenheit dich und uns alle noch ins Unglück stürzen werden!

(Der Wachtmeister ist eben im Begriffe mit Karl und den Dragonern abzugehen.)

Dreizehnte Scene.

Oberlieutenant von Nordhelm. Die Vorigen.

Die Gräfinn.

Ach Herr von Nordhelm, was muß ich erleben!

Nordhelm.

Fassen Sie sich, meine Damen!

Die Gräfinn.

Ich bitte Sie, bester Herr Oberlieutenant, lassen Sie meinen Sohn wenigstens im Schlosse bewachen!

(Nordhelm spricht dem Wachtmeister ins Ohr; dieser gibt den Dragonern ein Zeichen: alle entfernen sich.)

Nordhelm.

(Zu Karl) Da sehen Sie, Herr Graf, die Folgen Ihrer Unbesonnenheit, die bald das größte Un-

heil angerichtet und Sie und Ihre edle Familie in das ärgste Unglück gestürzt hätte!

Karl.

Kann ich denn dafür, daß Kurt mir in den Schuß lief? Meine Absicht war es gewiß nicht, ihn zu erschießen!

Nordhelm.

Davon bin ich selbst mehr als jeder Andere überzeugt.

Karl.

Das Unglück hätte Ihnen und jedem Andern so gut geschehen können, als es mir geschehen ist!

Nordhelm.

Mein, mein junger Herr. Ein Unerfahrener hätte sich nicht auf eine solche Jagd wagen sollen, und der Herr Rittmeister selbst mahnte sie davon ab. Indessen hätte man bei Ihnen als bei einem Kavaliere voraussetzen sollen, daß Sie wissen, was der Anstand ist, und daß man sich nicht davon entfernen darf; daß Sie die Jagdgebräuche kennen und wissen, daß man sich behutsam vorsehen muß. Hätten Sie den Anstand nicht verlassen, um dem Reh nachzueilen, das auch ohne Sie geschossen ward, so wäre das Unglück nicht geschehen. Zur gerechten Strafe entfernen Sie sich mit Genehmigung der Frau Gräfinn, Ihrer Mutter, und halten bis auf weitere Ordre Arrest in ihrem Zimmer. Auf Ihr Ehrenwort, daß Sie dasselbe nicht verlassen!

Karl.

Ich habe zwar nicht die Ehre, unter Ihrem Commando zu stehen, Herr Oberlieutenant, aber ich erkenne meinen Fehler; und diese unglückselige Geschichte betrübt mich selbst so sehr, daß die Einsamkeit des Zimmers mir wohlthun wird. (ab.)

Bierzehnte Scene.

Die Vorigen ohne Karl.

Die Gräfinn.

Ach, ich beklagenswürdige Mutter, was muß ich doch erleben! Ein Unglück trifft mich um das andere!

Emilie.

Ist es denn aber auch gewiß, bester Herr von Nordhelm? Ist das Unglück wirklich geschehen? Noch kann ich es mir nicht als möglich denken!

Nordhelm.

Fassen Sie sich, meine Damen. Es hätte noch ärger kommen können, als es kam. Dank sei dem Himmel, der Rittmeister ist nicht todt!

Emilie.

(Ihre Mutter freudig umarmend) Er lebt! Gott, er lebt! Hören Sie doch, Mama, mein Kurt lebt! Er ist nicht todt! Sehen Sie, Mama, ob meine Hoffnungen zu Schanden werden! Ach, ich hätte ihn nicht lange überlebt, der Gram hätte mich getödtet!

Nordhelm.

Er ist, Gott sei Dank, nicht einmal gefährlich verwundet!

Die Gräfinn.

Nun, beim Himmel, dann verdient der Wachtmeister mit der ganzen Schaar Regimentsstrafe. Die Lügner die! Sagten Sie nicht, sie hätten gesehen, wie Karl ihn vom Pferde geschossen und wie er gefallen sei? Nie können sie den Schrecken verantworten, in den sie mich und mein ganzes Haus versetzten; noch zittere ich an allen Gliedern!

Nordhelm.

Euer Gnaden vergeben; wenn die braven Leute Ihnen sagten, daß sie auf den Schuß des jungen Herrn den Rittmeister vom Pferde stürzen und im Blute liegen sahen, so sagten sie Euer Gnaden die reine Wahrheit. Denn also geschah es wirklich. Der Graf verließ gegen alle Jagdregeln den Anstand und legte auf ein Reh an, das nicht in seinen Schuß gehörte; in demselben Momente flog der Rittmeister vorüber, die Kugel traf mitten durch den Kopf des Pferdes; nur zwei Spannen, und sie hätte ihn selbst getroffen. Kurt stürzte und lag besinnungslos. Als wir ihm endlich aufhalfen, hatte er den Schenkel zerquetscht!

Die Gräfinn.

Gott im Himmel! — Nun ich hoffe, mein Sohn wird dieser Lektion nicht vergessen!

Nordhelm.

Hätte er in seinem ersten Schrecken den Kopf nicht verloren, so wäre ihm nicht das mindeste Leid widerfahren. So aber ergriff er, nach diesem unglücklichen Schuß, augenblicklich gleich einem Mörder die Flucht; was konnten daher unsre Leute, die in seiner Nähe standen und den Sturz des Rittmeisters sahen, anderes vermuthen, als daß er ihn absichtlich erschossen habe?

Die Gräfinn.

Hätte doch der unbesonnene Wildfang mir gefolgt! Es hatte mir ein Unglück geahnet als ich ihn so dringend von dieser Jagdparthie abmahnte.

Nordhelm.

Er erntete aber nicht die süßesten Früchte von seinem Ungehorsam, und der Rittmeister nahm ihn nur auf seine dringendsten Bitten mit.

Emilie.

Weil nur mein Kurt lebt! O dank dir, Himmel, daß das Unglück nicht ärger war.

Die Gräfinn.

Dem Herrn Rittmeister steht das schönste Pferd aus unsern Stallungen zu Diensten.

Emilie.

Und die sorgfältigste Pflege im Schlosse.

Nordhelm.

Sein erstes Wort, als er zu sich kam, ward die Bitte, Euer Gnaden augenblicklich zu beruhigen;

denn die Auftritte, die sich hier ergaben, gingen ihm im Geiste vor. Er wird bald selbst hier sein; die Leute fertigten ihm nur eine Tragbahre an.

Fünfte Scene.

Leopold. Die Vorigen.

Leopold.

Ein fremder Herr wünscht die Ehre, Euer Gnaden aufzuwarten. Er bringt Nachricht vom Herrn Obristen.

Die Gräfinn.

Von meinem Bruder? — Geschwinde laß ihn vorkommen. (Leopold ab.) Der Herr Oberlieutenant werden es gewiß schon wissen, daß mein Bruder in der letzten Affäre gefallen ist, und nur wie durch ein Wunder noch lebend unter den Todten gefunden ward.

Nordhelm.

Leider erfuhren wir, daß er tödlich verwundet sei; und der Rittmeister, der selbst über diese Sache schwieg, ersuchte auch uns, solche nicht zu berühren, bis nicht Euer Gnaden selbst sie auf die Bahn brächten.

Die Gräfinn.

Auch ich hatte Familiengründe, die Sache vor der Hand noch geheim zu halten. Man schrieb mir aus dem Feldspital, er sei dem Tode nahe. Ach, ich verliere unendlich viel an ihm. Seitdem kam ein zweiter

Brief. Herr v. Nordhelm, ach, Sie können sich meine Angst und meinen Kummer nicht denken! (Sie weint.)

Emilie.

Liebe Mama, peinigen Sie sich doch nicht selbst gewaltsam vor der Zeit! Sie werden es gewiß sehen, der Bote bringt gute Neuigkeiten.

Nordhelm.

Comtesse, wie gern theilte ich Ihre Hoffnungen! Doch wie, wenn er die schrecklichsten Nachrichten brächte? — Besser ist's in solchen Fällen, sich aufs Ärgste gefaßt zu halten.

Emilie.

Wären meine guten Ahnungen nicht unüberwindlich, Sie könnten mir wahrlich Angst einflößen.

Die Gräfinn.

Gott gebe, daß deine Ahnungen nicht Dich und uns täuschen! Bei mir trafen leider schlimme Ahnungen immer eher als gute ein!

Sechzehnte Scene.

Der Fremde. Die Vorigen.

(Der Fremde tritt mit großem Knebelbarte, verbundenem Kopfe und in einen Mantel gehüllt ein, und verbeugt sich vor der Gesellschaft.)

Die Gräfinn.

Kommen Sie näher, mein Herr. Was bringen Sie Neues?

Der Fremde.

Frau Gräfinn, ich komme so eben als Nekonovallescent aus dem Hauptspital, wo ich die Ehre hatte, den Herrn Grafen von Wallady kennen zu lernen, der, wie Euer Gnaden wohl wissen werden, daselbst sehr gefährlich, ja tödtlich verwundet, darnieder lag.

Die Gräfinn.

Ach ja, mein Herr! Und leider ahnet mir aus dem Eingang Ihres Vortrags, daß ich mich keiner trostreichen Hoffnungen erfreuen darf.

Emilie.

Ach, mein Herr, sprechen Sie doch ohne Umstände! Lebt mein Oheim noch? oder ist er — doch nein, es kann nicht sein, — nicht wahr — er lebt?

Der Fremde.

Euer Gnaden kennen doch seine Taschenuhr und seinen Ring? (Er gibt ihnen beides.)

Die Gräfinn.

Ja wahrlich, das ist seine Uhr und dieß sein Siegelring!

Der Fremde.

Beides gab er mir mit, damit Sie keinen Zweifel in meine Worte setzten.

Nordhelm.

Dürfen wir wissen, mit wem zu sprechen wir die Ehre haben!

Der Fremde.

Ich diene als Hauptmann beim zehnten Linien-Infanterie-Regiment.

Die Gräfinn.

Setzen Sie sich doch gefälligst, Herr Hauptmann!

Emilie.

Ach, Herr Hauptmann, wenn Sie wüßten, was wir um meinen Oheim gelitten haben, und wie schwer meine gute Mutter sich Tag und Nacht um ihn ängstiget, Sie würden uns gewiß nicht auf diese Folter spannen!

Nordhelm.

Wie haben Sie den Herrn Grafen verlassen, mein Herr Hauptmann?

Der Fremde.

Er war bei meiner Abreise auf dem Wege der Besserung.

Emilie.

Also er lebt! Mama der Oheim lebt! Hören Sie! Triumph meinen Hoffnungen! Ach, liebster, bester Herr Hauptmann, mit was können wir Sie bedienen? Ich bitte, sprechen Sie, befehlen Sie, erzählen Sie! O lieber Herr Hauptmann, Sie sind ein wahrer Bote des Trostes; ein Bote unaussprechlicher Freude! Sagte ich's nicht, Mama? (Sie fällt ihr mit stürmischer Freude um den Hals).

Die Gräfinn.

(Halb ohnmächtig auf den Sessel zurücksinkend.) Spre-

chen Sie auch die Wahrheit, Herr Hauptmann?
Machen Sie uns keine eiteln Hoffnungen?

Der Fremde.

Mein Ehrenwort, Frau Gräfinn! die Kunst
hat ein wahres Wunder an ihm gethan.

Die Gräfinn.

Allmächtiger Gott, du hast mich durch schwere
Prüfungen geführt; doch diese Stunde vergilt mir
überreichlich! (Sie weint).

Emilie.

Lassen Sie doch einspannen, liebe Mama; wir
wollen selbst zu ihm fahren und ihn überraschen; die
Freude soll ihn vollends herstellen.

Der Fremde.

Nach der Rücksprache, die ich mit dem Grafen
genommen, dürfte er sich wohl selbst schon auf den
Weg begeben haben; die Comtesse würden ihn also
kaum mehr finden!

Die Gräfinn.

Ach, käme er nur bald! Ich kann den Augen-
blick kaum erwarten, ihn wieder zu sehen!

Der Fremde.

Frau Gräfinn, wahrscheinlich ist er schon auf
dem Gebiet Ihrer Herrschaft. Er hat mich gleichsam
nur so vorangesandt, damit seine Ankunft Sie nicht
allzu plötzlich überrasche; denn er kennt Ihre Ner-
venschwäche.

Emilie.

Leopold, Leopold, laßt doch sogleich einspannen. Wir müssen dem Grafen entgegen fahren. Ach, wie freudig werde ich dem lieben Oheim um den Hals fallen und ihn umarmen!

Der Fremde

(wirft den Mantel und den falschen Bart von sich.)

Nun so umarme ihn denn, meine gute Nichte. Dein Onkel steht leibhaftig vor dir!

Emilie.

Mein Oheim! (ihm in die Arme sinkend.) Mein lieber, guter Oheim!

Die Gräfinn.

(Noch immer weinend.) Mein Bruder! bist Du es wirklich! Ach, wie schmerzlich habe ich Nachrichten von Dir erwartet; Gott sei für deine Rettung, für deine Ankunft gepriesen!

Nordhelm.

Herr Obrist, ich darf Ihnen wohl nicht behaupten, welchen innigen Antheil ich an der Feier dieser Freude nehme!

Graf Wallady.

(Ihm die Hand drückend.) Willkommen, bester Nordhelm; ich wußte, daß ich Sie hier finden würde. Aber wo ist Kurt? wo dein Sohn Karl? Ich wünschte herzlich, sie zu sehen!

(Alle blicken einander verlegen an.)

Graf Wallady.

(Erfäunt.) Nun, was ist denn hier vorgefallen?

Nordhelm.

Der Herr Graf verzeihen, daß ich statt der Damen antworte. Der Rittmeister ist verwundet, und Graf Karl hat Hausarrest!

Graf Wallady.

Was? — Ich will doch nicht hoffen, daß sie sich duellirten? — Ist Karl noch immer der unbändige Brausekopf?

Die Gräfinn.

Diesmahl, Bruder, war es bloß ein Ungefahr, eine Unvorsichtigkeit auf der Jagd; vor wenigen Stunden.

Graf Wallady.

Das militärische Blut regt sich immer in ihm. Der Rittmeister ist doch außer Gefahr?

Emilie.

Da kommen sie eben mit ihm (sie geht ihnen entgegen) Hierher, hierher!

Siebenzehnte Scene.

Rittmeister Kurt. Die Vorigen.

(Dragoner bringen den Rittmeister auf einer Traggahre von grünen Zweigen.)

Die Gräfinn

(steht auf und spricht, der Traggahre sich nähernd.)

Lieber Kurt, ich hoffe, Sie werden es nicht ver-

schmähen, bis zu Ihrer völligen Wiederherstellung in unserm Schlosse sich einzuquartieren. Die treueste, sorgfältigste und liebevollste Pflege wird Ihre Genesung gewiß beschleunigen!

Kurt.

Seyen Sie unbesorgt um mich, gnädige Frau! Es ist nicht halb so arg, als man Euer Gnaden gesagt haben mag. Wo ist denn der Delinquent?

Emilie.

Ihr Herr Oberlieutenant hat ihn bis auf weitere Ordre zu Zimmerarrest verurtheilt.

Die Gräfinn.

Und dieß nicht mehr als billig. Er hätte strengere Strafe verdient.

Kurt.

Nicht doch, liebe Gräfinn! Ich bitte für den aimable Etourdi, denn ich selbst bin ja mehr in der Schuld als er, weil ich ihn gegen Ihren Befehl mitnahm. Entlassen Sie ihn ja sogleich seines Arrestes; ich muß ihn sprechen; denn ich weiß gewiß, er ist untröstlich.

Die Gräfinn.

Mein, bester Kurt, ich bitte Sie inständig darum. Er soll ein ander Mal Vorsicht und Gehorsam lernen.

Kurt.

Freilich, Subordination muß seyn, und ich muß, die mütterliche Absicht ehren. — Aber wie? was? sehe ich auch recht? Der Herr Graf hier? — Ach,

das ist Balsam auf meine Wunden! Nun werde ich
gewiß bald geheilt seyn!

Graf Wallady.

Gott grüße Dich, bester Kurt! Ich bedaure von
Herzen; ich hoffte, Dich gesund zu umarmen!

Kurt.

Kleinigkeit das, bester Graf! Auf dem Schlachtfelde
bin ich nicht so wohlfeil durchgekommen!

Graf Wallady.

Nun, lieber Kurt, folge meiner Schwester und
bleibe vor der Hand auf dem Schlosse; mein Reit-
knecht wird alsbald in die Stadt eilen, die besten
Ärzte und Chirurgen zu holen.

Kurt.

Es bedarf dessen wahrlich nicht, bester Graf!
Es ist nur eine leichte Quetschung; der Chirurg un-
serer Escadron ist ein Meister in dieser Heilart; ich
hoffe, in wenig Tagen hergestellt zu seyn.

(Sie tragen den Rittmeister ins Schloß; Nordhelm und die
Gräfinn begleiten ihn.)

Letzte Scene.

Graf Wallady. Emilie.

Emilie.

Ach, bester Oheim, wie schmerzlich haben wir
Sie erwartet! Tag und Nacht waren wir in Sor-
gen und Angst um Sie! Und was hatte ich zu thun,

um meine gute Mutter zu trösten, sie, seit dem Schreiben des Majors, keinen Schlaf, keine Ruhe, keinen Trost mehr kannte! Ihre Ankunft hat ihr das Leben zurückgegeben!

Graf Wallady.

Ich war auch, meine gute Emilie, dem Tode wirklich näher als dem Leben, und grämte mich nicht weniger um Euch. Denn ich weiß gar wohl, was deine Mutter an mir verloren hätte; und wußte dergleichen, warum Du meine Rückkehr so sehnlich wünschtest.

Emilie (verwirrt).

Bester Oheim!

Graf Wallady.

Nun, werde nur nicht so verlegen!

Emilie.

Sie thun meinem Herzen wahrlich wehe. Gewiß war der erste Grund meine herzlichste Liebe zu Ihnen und mein sehnliches Verlangen, Sie gesund zu sehen. Ich konnte auch dem Gedanken gar nicht Raum geben, Sie zu verlieren; ich glaube, ich wäre tödtlich krank geworden, wenn nicht die Hoffnung mich aufrecht erhalten hätte.

Graf Wallady.

Meine gute Emilie, ich kenne deine Liebe. Aber es war doch wohl auch noch ein anderer Grund mit im Spiele? Erröthe nicht, Emilie; der Rittmeister Kurt ist ein sehr edler Mann, den ich Dir erzogen

habe. Er ist ein braver Officier und nahe daran, Major zu werden. Du darfst es mir auch glauben, daß deine Verbindung mit ihm zu den wenigen Wünschen gehört, die ich noch in dieser Welt habe.

Emilie.

Besten Oheim, ich weiß, was ich Ihrer Liebe verdanke! Das ganze Glück meines Lebens liegt in Ihrer Hand!

Graf Ballady.

Laß ihn nur erst gesund werden, dann wollen wir Ernst mit dem Glücke deines Lebens machen. Doch jetzt laß uns hinein gehen und unseren lieben Kranken besuchen. Ich hoffe, Alles soll noch ein erwünschtes Ende erreichen! (Beide ab.)

Museum des Mannigfaltigen.

Der Jakulator.

Ein Reisender sah in dem Pallaste eines Häuptlings auf der Insel Java mehrere Exemplare der Fischgattung, welche den Namen Jakulator führt und außer jener Insel wenig bekannt ist. Sie befanden sich in einer Art zirkelförmigen Wasserbehälters, in dessen Mitte sich eine Ruthe von etwa zwei Fuß Höhe zeigte, von deren äußerstem Ende mehrere zugespitzte Stäbchen ausgingen, woran Mücken, Fliegen oder andere Insekten befestigt waren. Wenn das Wasser nicht bewegt wurde, kamen die Fische an die Oberfläche, näherten sich der Ruthe und jeder von ihnen schleuderte nach einem der Insekten an den Stäbchen einen Tropfen Wasser mit solcher Sicherheit, daß es in den Behälter fiel und augenblicklich verschlungen ward.

Der Jakulator, von dessen Dasein man vordem auch kaum eine Spur hatte, findet sich hie und da an den Ufern des Meeres oder der Flüsse,

wo er auf die beschriebene Weise seine Nahrung sucht: er ist ein so guter Schütze, daß er nie seines Zieles fehlt und jeder Schuß seiner Beute gewiß ist. Sobald er an den Pflanzen, welche den Grund des Gewässers bedecken, irgend ein Insekt gewahr wird, nähert er sich demselben auf vier, fünf ja sogar nur bis auf sechs Fuß Entfernung und schnellst mit einer so überraschenden Geschicklichkeit den Todestropfen, daß ihm der Raub nie entgeht. — Das wäre so eine allerliebste Spielerei für die Bassins in unseren Lustgärten!

Merkwürdiges Gesetz,

Kaiser Leo verboth die Blutwürste. Sowohl die Verkäufer als die Käufer derselben, sollten mit Ruthen gepeitscht, hierauf des Landes verwiesen und ihr sämmtliches Vermögen confiscirt werden. — Unglückliche Blutwurst-Fabrikanten!

Almanach.

Da eben jetzt wieder die Zeit eingetreten ist, wo von allen Seiten ein Heer von Taschenbüchern, Kalendern und Almanachen über die Lesewelt hereinbricht, dürfte es nicht uninteressant sein, zu erfahren, wie eigentlich der Name Almanach entstanden sei. Ursprünglich nannte man die Kalender, in

denen die Folge der Jahreszeiten und hauptsächlich der Wechsel des Mondes aufgezeichnet wurde — al — Mon — Ugt d. h. aller Monden Acht oder Be- achtung und so ist dieß, von den Franzosen entlehnte Wort wahrscheinlich, seiner Entstehung nach, ein echt-deutsches. Ein Spaßvogel bemerkte einmal, daß das Wort Almanach von dem alten: al — Mon — acht herrühren müsse, weil nichts leichter sei, als alle Monate acht solcher Dinger zu fabriziren.

Russische Zirkulir-Ofen.

Diese sind in Liefland, Esthland und ande- ren Provinzen des russischen Reiches gebräuchlich und werden aus gebrannten Ziegeln erbaut. Das Äußere derselben verziert man mit glasierten Tafeln oder mit einem Überzug von Steingut, Fayence, in reichen Häusern sogar von Porzellan und gibt ihnen irgend eine geschmackvolle, etwa die pyramidalische oder Zi- linder-Form. Im Inneren bestehen sie aus einer Menge von Röhren und Zirkulations - Wegen, wo- durch der, vom Boden oder Herde emporsteigende heiße Dampf der Kohlen, möglichst lange in dem Ofen erhalten wird, weil es bekanntlich nicht ge- nügt, zur anhaltenden Erwärmung der Zimmer blos ein tüchtiges Feuer zu bereiten, sondern weil dieß hauptsächlich von einer vorsichtig eingeschlossenen Gluth abhängt. — Es wäre zu wünschen, daß dieß

sinnreiche, viel Holz ersparende Mittel der Nordländer, auch bei uns nachgeahmt würde.

Hollauer von Hohensfels.

Eine neue Version des bekannten Abenteuer des Kaisers Maximilian auf der Martinswand, wie sie in einem auswärtigen Blatte vorkömmt, bringt diese Begebenheit mit dem Ursprunge des alten, adeligen Geschlechtes der Hollauer von Hohensfels in Verbindung. Als nämlich Max, bereits auf die Hoffnung seiner Rettung verzichtend, betkend auf die Felsenspitze kniete und, die Augen auf das am Fuße der Wand emporgehaltene Allerheiligste gerichtet, sich zum Tode vorbereitete, vernahm er plötzlich eine starke Stimme in der Nähe, welche durch ein wiederhohltes: »H o h o H o h o« seine Aufmerksamkeit erwecken zu wollen schien. Sich umwendend, gewahrte er auf einer ähnlichen Klippe und in gleicher Lage einen Waidmann, der ihm zurief: Hoho, was macht Ihr da? — Der Kaiser auf die Gruppe unten deutend, erwiederte: Ich laure.« — Der Fremde, der den Sinn der ganzen Handlung schnell begriff, fragte ihn nun, warum er nicht hinuntersteige und Max deutete, ohne zu antworten, auf seine zerbrochenen Steigeisen und die steife Wand. Rasch schwang sich nun Jener herüber, band dem Kaiser Steigeisen, die er bei sich hatte, an die

Fülße und half ihm auf eine, zwar noch immer gefährliche Weise, den Fels hinab, so daß Beide, da bereits das weinende Volk heimkehren wollte, plötzlich wohlbehalten unter die Menge traten. Überschwenglich war der Jubel Aller, der Kaiser aber nahte sich seinem Führer und fragte ihn, wie er heiße? — »Lips« war die Antwort. — Nun wohl, entgegnete der dankbare Monarch — Du sollst fortan nicht mehr Lips, sondern Hollauer heißen, zur Erinnerung an dein: »H o h o« und an mein: Ich la ure. »Ich will dich den Edlen des Landes beigesellen und dich »vom hohen Fels nennen,« weil du mich von einem solchen gerettet. — Und also soll es auch geschehen sein und, wie bereits erwähnt wurde, Name und Wappen der Hollauer von Hohensfels sollen von diesem Abentheuer hergeleitet sein.

Das Hosenrecken im Gasteinerthale.

So hieß ein, vormals in jener wildromantischen Gegend üblicher Gebrauch des Landvolkes, der aber jetzt nur höchst selten mehr vorkömmt. Ein junger Bursche (Bua) welcher Lust zu diesem Muthwillen hat, läßt in der Nacht ein lautes Jauchzen vernehmen und wartet nun, bis es von einem Gleichgesinnten erwiedert wird. Hierauf nähern sie sich und der Erste fragt: Hosen an? — Lautet nun die Antwort: »Bund auch« — so ist die Ausforde-

